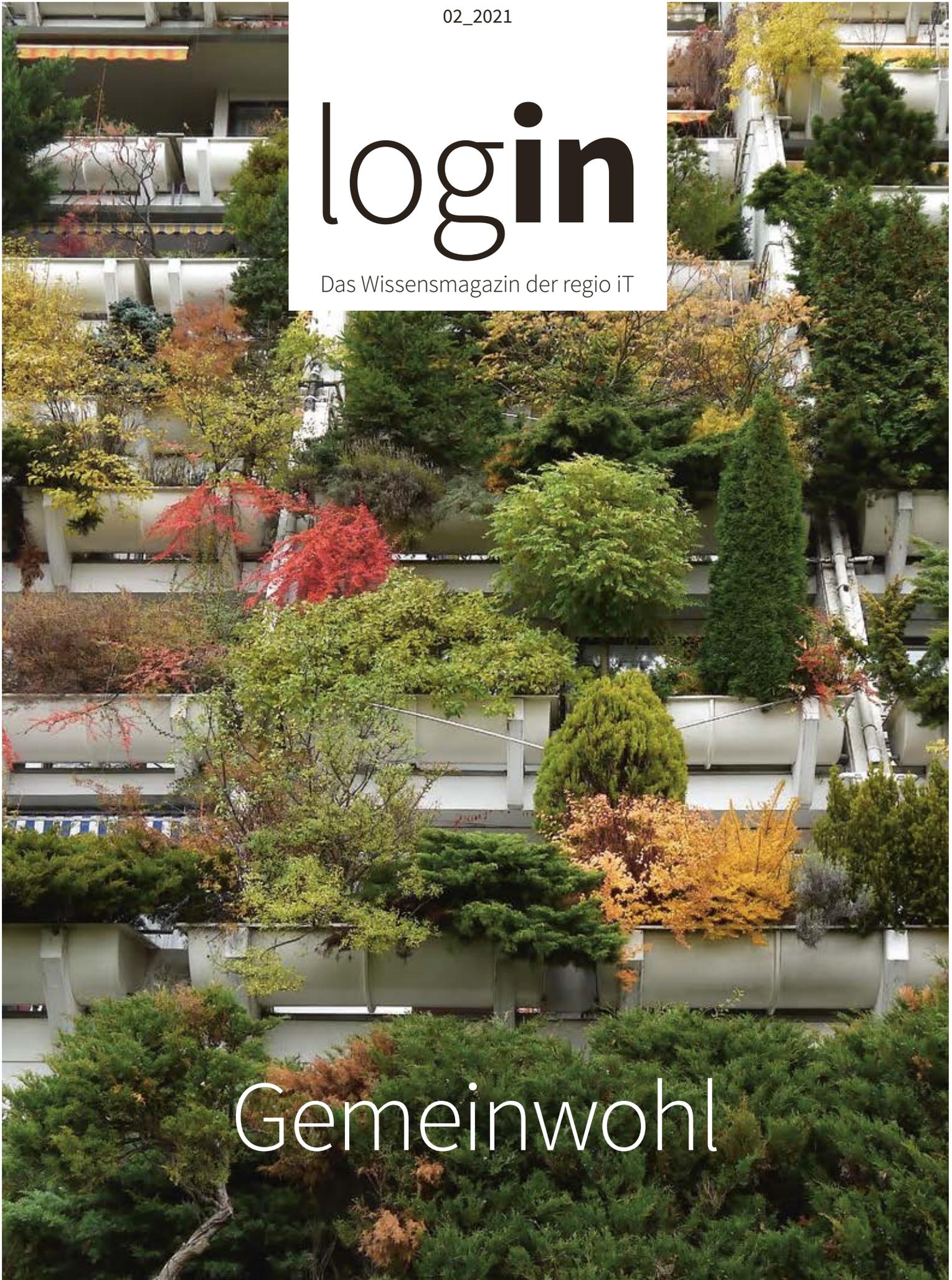


02_2021

login

Das Wissensmagazin der regio iT

Gemeinwohl



Die große Frage, die nach Pandemie, Unwetterkatastrophen und wachsender Ungleichheit hinter allem steht: Haben wir noch die richtigen Prioritäten? Was dient der Allgemeinheit?

Gemeinwohl ist, was uns alle angeht. Gemeinwohlorientiert handelt, wer zur Aufrechterhaltung von Freiheit, Demokratie und Rechtsstaatlichkeit beiträgt – denn die Umsetzung dieser Ziele kommt allen zugute.

Die Bedeutung von Infrastrukturen spielt in den Debatten und Konzepten um Nachhaltigkeit und Transformation der Gesellschaft seltensamerweise kaum eine Rolle, schreibt der Soziologe Harald Welzer in seiner kürzlich erschienenen Gesellschaftsvision. Doch ihre Bedeutung fällt sofort auf, wenn es um Fragen der gesellschaftlichen Teilhabe, der gleichen Lebensverhältnisse und Gemeingüter geht.

Denn Infrastrukturen sind das Rückgrat für das tägliche Funktionieren moderner Gesellschaften und ein Garant für Stabilität und Demokratie, auch wenn sie häufig unsichtbar erscheinen. Straßen und Kanalisationen, Straßenbeleuchtungen, Hydranten, Brücken, Glasfasernetze bis hin zu Kläranlagen scheinen seit 200 Jahren einfach da zu sein.

Auch die Digitalisierung gehört inzwischen dazu, als Kommunikationsinfrastruktur, die auf immer mehr Bereiche angewandt wird. Noch fehlt vielerorts das Bewusstsein, dass Digitalisierung zur staatlichen Daseinsvorsorge gehört und in einer auf mehr Gerechtigkeit und mehr Teilhabe abzielenden Gesellschaft ebenso wie alle anderen Infrastrukturen finanziert und organisiert werden muss.

Kurzum: Die Orientierung am Gemeinwohl kann große Gestaltungskraft für unser Zusammenleben entfalten. Diese Ausgabe möchte Leser*innen zu Veränderungen anstiften – und dazu ermutigen, Handlungsspielräume zu nutzen.

Eine aufschlussreiche Lektüre wünscht
Ihre Redaktion login



TITEL

04 | zoom
Wirtschaftsförderung 4.0. Solidarische Modelle des Wirtschaftens und Tauschens.

08 | infografik
Gemeinschaftsgeist. Die regio iT und alle, die dazu gehören.

10 | gemeinwohlabilanz
Mehr als grünes Lametta. Zwei Geschäftsführer aus NRW über ihre Erfahrungen mit der Gemeinwohlabilanzierung.

14 | im gespräch
In Klimaneutralität vor Ort investieren: über die Gründung der KlimaRegion Aachen, einer Energiegenossenschaft für alle.

18 | reportage
Unsere kleine Farm. Beim Aachener Start-up Aixponic gehen Fischzucht und Gemüseanbau eine Partnerschaft fürs Leben ein.

21 | digitale lieferdienste
Es muss nicht immer Lieferando sein. Wie sich ein Berliner Kurier-Kollektiv gegenüber Lieferplattformen behauptet.

25 | gut zu wissen
Plan B. Alternativen zur Mehrheitsentscheidung.

INSIDE OUT

26 | umfrage
Und was machen Sie so? Mitarbeitende der regio iT über ihren Einsatz für andere.

CAMPUS

28 | nachhaltige IT
Kaffee und Schokolade werden längst auch fair produziert. Und was ist mit IT? Eine Bestandsaufnahme.

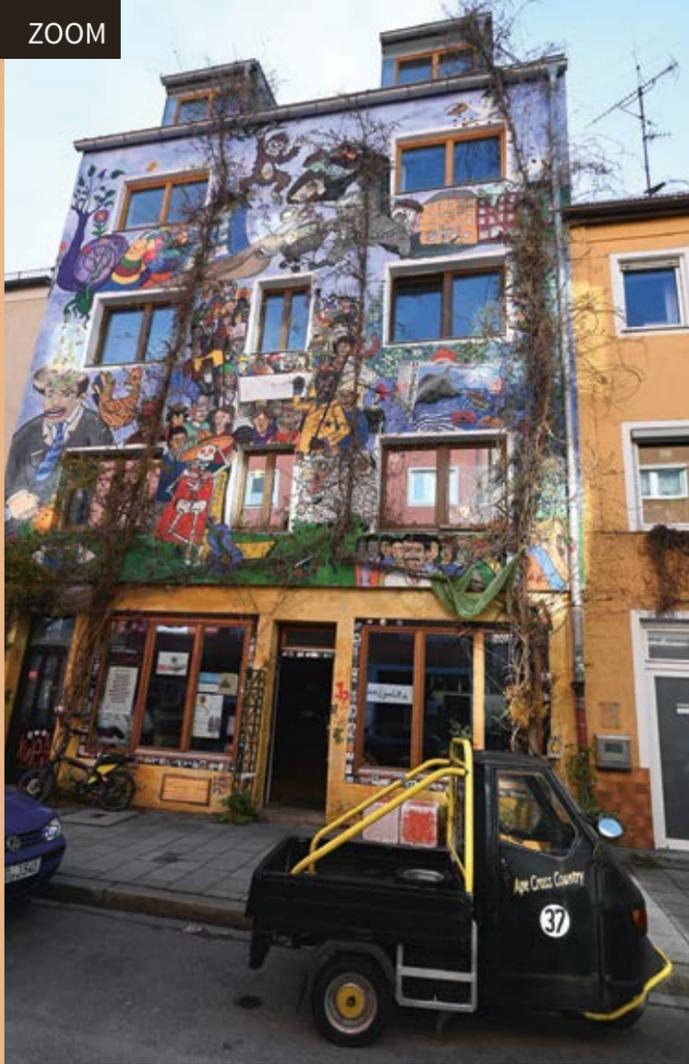
30 | ein brocken nichts
Die unsichtbaren Materialien der digitalen Welt.

32 | infrastrukturen
Historiker Dirk van Laak erforscht die Lebensadern unserer Gesellschaft.

LOGOUT

34 | gewinnspiel
Was die drei Musketiere mit der Schweiz zu tun haben. Vorschau, Impressum

35 | lieblingsorte
govdigital-Geschäftsführer Matthias Kammer über einen Ort, mit dem ihn viel verbindet.



© picture alliance / SZ Photo / Stephan Rumpf

Mietshäuser Syndikat München

Mithilfe des Freiburger „Mietshäuser Syndikats“ (MHS) hat eine Gruppe von sieben jungen Münchenern ein Haus in der Stadt gekauft und verwaltet es nun als eigenständiger Hausverein. Das MHS ist eine kooperative Beteiligungsgesellschaft zum genossenschaftlichen Erwerb von Häusern, um langfristig bezahlbaren Wohnraum zu schaffen. Es ist bislang an 166 Hausprojekten in Deutschland beteiligt.

Mitfahrbänke in Ostbelgien

Bei der „Mitfahrbank Ostbelgien“ setzt sich, wer will, auf die nächste blaue Bank und wartet, bis jemand anhält und zur Mitfahrt einlädt. Die Autostopp-Haltestelle wird durch ein EU-Programm gefördert. Die Mitreisenden sind automatisch mitversichert, außerdem dürfen sie das Kennzeichen fotografieren und teilen. Kinder unter 14 Jahren dürfen alleine nicht mitgenommen werden, Jugendliche brauchen die Einwilligung der Eltern.

© IMAGO/Wassilis Aswestopoulos



Essbare Stadt Andernach

Öffentliche Grünanlagen sind für alle da – wieso nicht auch zum Pflücken und Essen? Andernach holt mit dem Konzept „Essbare Stadt“ Nutzpflanzen in die Stadt zurück und pflanzt Gemüse wie Bohnen, Kohl, Obst und Beeren oder Küchenkräuter auf öffentliche Flächen. Statt „Betreten verboten!“ ist in Andernach für alle, die dort leben und flanieren, ausdrücklich Ernten erlaubt.



© Radomir Tarasov / photocase.de

Dorfleben digital

Unterstützt vom Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft entwickelt das Projekt „Dorfleben Digital“ gemeinsam mit Dorfbewohner*innen digitale und soziale Lösungen für ländliche Regionen, um die weggebrochene Infrastruktur wiederzubeleben. „Welche Veranstaltungen laufen in dieser Woche? Wer kann mich in die Stadt mitnehmen? Woher bekomme ich einen Kasten Wasser?“ – auf Fragen wie diese will die App Antworten liefern.



© picture alliance / dpa / Daniel Bockwoldt

Stadtradeln Hamburg

Bei der bundesweiten Aktion „Stadtradeln“ für bessere Luft, weniger Autos, Fitness und Klimaschutz kämpfen Städte oder Stadtteile, Regionen oder Kommunen, Teams oder Einzelpersonen um die meisten geradelten Kilometer. In Hamburg wird der Wettbewerb von der Umweltbehörde zusammen mit dem ADFC ausgerichtet. In diesem Jahr kamen dort 736 Teams und 11 826 aktive Radelnde auf insgesamt 2 176 986 Kilometer.



© IMAGO/Herbert Bucco

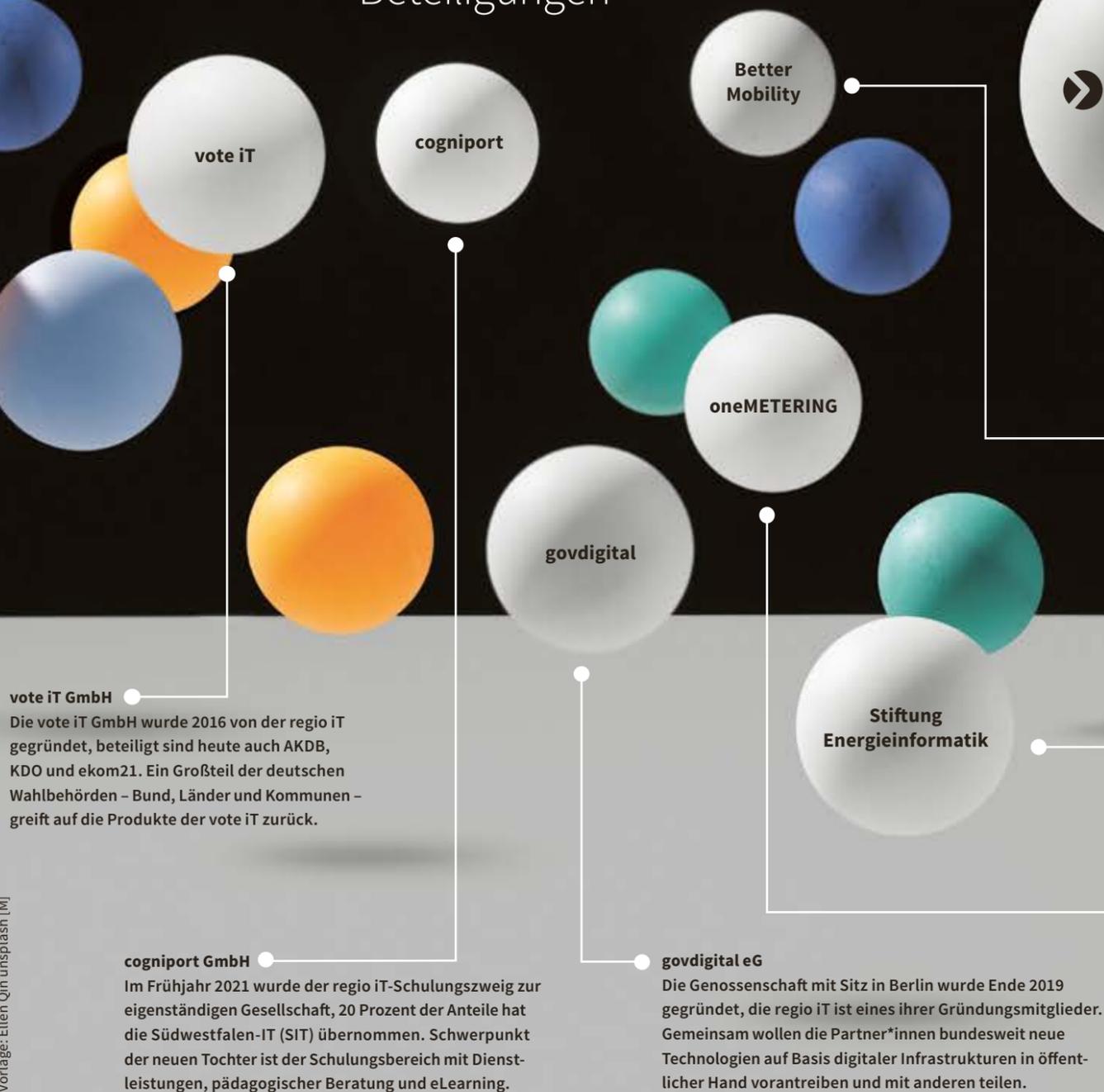
Büchertausch-Schränke Köln

Am Eierplätzchen am Römerpark in der Kölner Südstadt steht ein öffentlicher Bücherschrank der Bürgerstiftung Köln zum kostenlosen Mitnehmen und Einstellen von Büchern. Öffentliche Büchertausch-Schränke sind ziemlich in Mode gekommen, mittlerweile stehen sie in vielen deutschen Städten, von der selbst gebauten Vitrine bis zum umfunktionierten alten Telefonhäuschen. Mit der App „BücherschrankFinder“ lässt sich der nächste Bücherschrank leicht auffindig machen.

gemeinschaftsgeist | Eine offene Gesellschaft

Seit ihrer Gründung 2003 setzt die regio iT auf Kooperation und Netzwerke. Kunden zu Gesellschaftern zu machen war ihre Strategie der ersten Stunde. Dieser Leitidee bleibt die regio iT treu: Sie hat Töchter ausgegründet, neue Mitgesellschafter an Bord geholt, Kooperationen ausgebaut und Genossenschaften auf den Weg gebracht – sie ist zur Group gereift. Damit steht die regio iT für eine IT in öffentlicher Hand, die allen gehört. Das schließt Wettbewerb nicht aus – verstanden als Anreiz, Dinge besser zu machen und von anderen zu lernen.

Beteiligungen



Gesellschafter



»BEI UNS FÄHRT NICHT MEHR DER SIEBENEINHALBTONNER EINES WEIT ENTFERNTEN GASTRO-SERVICE VOR, SONDERN DER KLEINLASTER DES REGIONALEN ANBIETERS MIT BIOPRODUKTEN.« MANFRED KÖRBER



gemeinwohl-ökonomie | „Mehr als ein paar nette Pioniere“

Die Gemeinwohl-Ökonomie wirbt für ein alternatives Wirtschaftssystem. Noch führt die Bewegung in Deutschland ein Nischendasein, doch das Thema gewinnt für Unternehmen und Kommunen an Bedeutung. Zwei Geschäftsführer aus NRW über ihre Erfahrungen damit.

TEXT: GESA WICKE | FOTOS: ROBERT POORTEN

Die Gästezimmer sind Manfred Körbers ganzer Stolz. Hell und freundlich muten sie an, große Spiegel in glänzenden Rahmen sind ein wiederkehrendes Element. Renoviert wurden die Zimmer erst kürzlich, erzählt der Leiter des Nell-Breuning-Hauses, eines katholischen Bildungs- und Tagungszentrums in Herzogenrath. Wirklich neu sind sie trotzdem nicht – ausgestattet wurden die Räume mit recycelten Hotelmöbeln. „Jedes Mal, wenn eine Kette ein Hotel aufkauft, fliegt wegen des Corporate Designs die komplette Einrichtung raus“, sagt Körber. Auch, wenn die Möbel noch super in Schuss seien. Gemeinsam mit Spezialhändlern, die solche Stücke aufkaufen, containerweise, haben Körber und sein Team dafür gesorgt, dass diese nicht wie üblich verbrannt oder verschrottet wurden. „Für mich ein Highlight unserer Gemeinwohl-Bilanz.“

Vor rund drei Jahren kam Körber die Idee, das Nell-Breuning-Haus im Sinne der Gemeinwohl-Ökonomie, kurz GWÖ, bilanzieren zu lassen. Da war er gerade Leiter der Einrichtung geworden, wollte eigene Schwerpunkte setzen, eine Neuausrichtung wagen, auch inhaltlich. „Mir war es wichtig, die ökologisch-soziale Frage zum Thema zu machen“, erzählt er. „Auch vor dem Hintergrund dessen, was hier in der Region los ist, Stichwort ‚Ende der Braunkohle‘, wir sind ja Teil des Rheinischen Reviers.“

Bei der Bestandsaufnahme nach den Kriterien der GWÖ erstellen die Unternehmen einen Bericht, der dann extern geprüft und bewertet wird. Anschließend können sie ihre Gemeinwohl-Bilanz veröffentlichen und sie als eine Art alternatives Werbesiegel nutzen. Gemessen werden ganz unterschiedliche Dimensionen, es zählen Werte wie Gerechtigkeit, ökologische Nachhaltigkeit oder auch demokratische Mitbestimmung und Menschenwürde am Arbeitsplatz. Analysiert wird

nicht nur der Betrieb selbst, sondern auch die Zulieferkette, Kund*innen, mögliche Finanzpartnerschaften – also alle am Wirtschaftsprozess beteiligten Gruppen.

Beim Nell-Breuning-Haus sind unterschiedliche Dinge in die Bilanz eingeflossen: Das Bildungszentrum ist Teil eines regionalen Foodsharing-Netzwerkes und der Refill-Bewegung zur Vermeidung von Plastikmüll. Genutzt wird nur regenerativer Strom, alle Dienstwagen sind E-Autos, die Ladesäule darf von allen Bürger*innen im Ort genutzt werden. Von Großhändlern habe man sich komplett verabschiedet, sagt Körber: „Bei uns fährt nicht mehr der Siebeneinhalbtonner eines weit entfernten Gastro-Service vor, sondern der Kleinlaster des regionalen Anbieters mit Bioprodukten.“

Fast zwei Jahre hat es gedauert von der Idee bis zur fertigen Bilanz. Ein aufwändiger Prozess, sagt Körber, für den es aber zahlreiche Fördermöglichkeiten gebe. Unterstützung hatte sein Haus von einer externen Beraterin. Alle Mitarbeitenden waren eingeladen, sich in verschiedenen Workshops am Prozess zu beteiligen. „Das hat das Betriebsklima nachhaltig verändert“, sagt Körber. „Es ist ein neues Bewusstsein entstanden für das Thema, die Kommunikation ist lebendiger geworden.“

Ortswechsel. Rund 100 Kilometer östlich von Herzogenrath in Sankt Augustin sitzt Stefan Maier an seinem Schreibtisch. Graumeliertes Haar, Vollbart, markante Brille und viel Glanz in den Augen, wenn er von der Gemeinwohl-Bewegung spricht. Maier ist Geschäftsführer der *Prior 1 GmbH*, einem Unternehmen mit etwa 70 Mitarbeitenden, das sich auf den Bau von Rechenzentren spezialisiert hat. Eine energieintensive Branche, da würden sich die Leute oft wundern, wie das zur GWÖ passe, erzählt er: „Klar, gerade hier, weil sich da auch viel einsparen lässt.“ Knapp 330 Punkte, das war →

FÜR STEFAN MAIER IST DIE GEMEINWOHL-MATRIX LÄNGST ZU EINEM WICHTIGEN MANAGEMENT-TOOL GEWORDEN.

→ für Prior 1 der Einstiegswert bei der ersten Bilanz von 2018. „Damals war ich erst mal enttäuscht“, erinnert sich Maier und lacht. „Ich dachte mir, wir hätten doch mindestens 980 von 1000 möglichen Punkten verdient.“ Rückblickend sieht er das anders. „Null Punkte sind die Gesetzesgrundlage, alles was darüber hinausgeht, ist also positiv.“

Maier ist auch privat im Umweltschutz aktiv und hat das Unternehmen 2008 mit einer Vision gegründet, in der Werte wie Menschlichkeit und Nachhaltigkeit fest verankert sind. „Von dort bis zur GWÖ war es für uns nur ein kleiner und logischer Schritt.“ Besonderen Wert legt Maier, der selbst schon lange aufs Auto verzichtet, auf das Mobilitätskonzept seines Unternehmens: Wer für Dienstreisen auf öffentliche Verkehrsmittel umsteigt, bekommt spezielle Prämien, etwa eine kostenlose Bahncard, Fliegen ist tabu.

Gemeinwohl-Ökonomie

Die bürgerschaftliche Bewegung der Gemeinwohl-Ökonomie (GWÖ) entstand 2010 in Österreich und ist inzwischen in vielen Ländern Europas, aber auch in den USA, in Lateinamerika und Afrika verbreitet. Sie basiert auf den Ideen des Publizisten Christian Felber und propagiert ein ethisches Wirtschaftsmodell, oberstes Ziel ist das Wohl von Menschen und Umwelt. Die GWÖ versteht sich als Wegbereiterin für gesellschaftliche Veränderung im Sinne eines verantwortungsbewussten, kooperativen Miteinanders. Wichtiger als Wachstum ist dabei die Frage, wie Ressourcen nachhaltig genutzt und bewahrt werden können. (gw)

15.000 Bäume hat der Betrieb gepflanzt, um seinen CO₂-Ausstoß zu kompensieren und er ist Sponsor für die nachhaltige Erziehung von Kita-Kindern. Leicht sei es nicht immer, alle Kolleginnen und Kollegen für die Vielzahl an Projekten zu begeistern, erzählt Maier. „Da muss ich auch aufpassen, meine eigenen Ansichten nicht zu sehr zum Dogma zu machen.“

Dennoch sei die Gemeinwohl-Matrix für ihn längst zu einem wichtigen Management-Tool geworden, sagt er, „die uns anzeigt, wo stehen wir und wo gibt es Verbesserungsbedarf?“ Für ihn zählt nicht allein der idealistische Gedanke. „Da gibt es auch ganz praktische Argumente“, sagt er. „Wir mussten zum Beispiel nie Geld für Headhunter ausgeben, qualifizierte Leute sind immer von alleine zu uns gekommen, weil sie gut fanden, was wir machen.“ Wie von selbst sei der Betrieb so stetig gewachsen. Kein Einzelfall, sagt Maier: „Neulich hat mir der Inhaber einer Biobäckerei erzählt, dass er sich kaum retten kann vor Azubis, obwohl sonst in der Branche totaler Nachwuchsmangel herrscht.“ Dieser Trend, meint Maier, werde sich künftig verstärken. „Ich bin überzeugt, dass Nachhaltigkeit zu einem immer wichtigeren Kaufargument wird, egal bei welchem Produkt.“

Umso mehr ärgert es ihn, dass der GWÖ noch immer mit Vorurteilen oder gar Angst begegnet werde. „Manche denken, das sei alles irgendwie kommunistisch angehaucht oder wir würden nur auf Genossenschaftsbasis arbeiten, das ist natürlich Unsinn.“ Selbst wenn in die GWÖ-Bilanz auch das Lohngefüge einfließe, sei niemand gezwungen, als Geschäftsführer auf ein hohes Gehalt zu verzichten, sagt Maier, „dann kann ich an der Stelle nur keine Punkte machen.“ Er selbst schaue sich regelmäßig die zehn Prozent mit dem niedrigsten Einkommen in seinem Betrieb an. „Da stelle ich mir dann die Frage, ist das so noch gerechtfertigt, wenn die Gewinne weiterwachsen?“ Eine unverhoffte Lohn-erhöhung sei dann nicht selten die Folge.

Maier sieht sich als Pionier, der von der Bewegung begeistert ist und dies auch weitertragen möchte. Regelmäßig hält er Vorträge darüber, wie sich Unternehmen nachhaltig gestalten lassen, zum Beispiel an Universitäten. Die Studierenden begegneten dem Thema heute offener als noch vor einigen Jahren, ist seine Beobachtung. „Ich glaube, da hat ein Umdenken stattgefunden. Die haben kapiert, dass man nicht alles der Gewinnmaximierung unterstellen muss.“

Auch Manfred Körber ist es wichtig, eine Vorbildfunktion einzunehmen, kleine Steine ins Rollen zu bringen, wie er sagt. Doch er sieht auch Grenzen der Bewegung. „Die meisten Betriebe starten auf relativ niedrigem



»ICH BIN ÜBERZEUGT, DASS NACHHALTIGKEIT ZU EINEM IMMER WICHTIGEREN KAUF-ARGUMENT WIRD, EGAL BEI WELCHEM PRODUKT.« STEFAN MAIER

Niveau, am Anfang ist da noch viel Luft nach oben. Das heißt zwei, drei Zertifizierungsprozesse kriegen sie immer gut hin. Aber irgendwann haben sie alle Spielräume, die sie als Betrieb in Sachen Nachhaltigkeit haben, ausgereizt.“ Und dann? „Dann schlägt das System zu“, sagt Körber. Man könne das Wirtschaftssystem eben nicht von unten komplett ändern, sondern bewege sich immer im kapitalistischen Rahmen, mit bestimmten gesetzlichen Regelungen und Vorgaben.

„Letzten Endes brauchen wir eine Form der Anerkennung, die sich auch im System widerspiegelt. Damit diese Zertifizierung nicht nur *nice to have* ist, und wir bloß ein paar nette Pioniere, die zeigen, wie es auch gehen kann.“ Vielmehr müsse es konkrete Benefits geben, meint Körber, etwa im Steuer- und Abgaben-

system. „Sonst wird das auf Dauer ein sehr desillusionierender Prozess.“

Mehr Wertschätzung seitens der Politik wünscht sich auch Stefan Maier – und ein grundsätzliches Umdenken. „Es ist doch verrückt, dass wir einen Bioapfel extra zertifizieren lassen müssen und ihn am Ende teuer verkaufen. Und der andere Apfel, der fünfzig Mal gespritzt wurde, der braucht kein Warnschild und ist dazu viel billiger. Da läuft was falsch.“ Maier selbst hat sein nächstes Ziel schon vor der Brust. Eine Bodengenossenschaft will er gründen und Land zu fairem Preis an Junglandwirt*innen verpachten, die sich im Gegenzug verpflichten, darauf eine biologische Landwirtschaft aufzubauen, ganz im Sinne von Artenvielfalt und Biodiversität: „Das würde mich richtig anfixen.“



im gespräch | „Das ist die Chance, ökologisches und ökonomisches Engagement zu verbinden“

Wie kann eine Ökorevolution vor Ort aussehen – in Aachen zum Beispiel? Ein Gespräch über eine Klimagenossenschaft in den Startlöchern, an der sich Bürger*innen und Unternehmen beteiligen können, um vor Ort in grünen Strom zu investieren.

DAS GESPRÄCH MODERIERTE BIRGIT-SARA FABIANEK | FOTOS: GEORG HELMES

login | **Menschen und Unternehmen in der Städteregion Aachen wollen die Energiewende. Viele sind bereit, sich finanziell an Klimaschutzprojekten zu beteiligen, damit die Region bis 2030 so weit wie möglich klimaneutral wird. Welche frohe Botschaft haben Sie für sie?**

MARIA VANKANN | Die Gründung der KlimaRegion Aachen. Sie besteht aus einer klassischen Bürgerenergiegenossenschaft, die darüber hinaus Energieeffizienz und Querschnittstechnologien im Portfolio hat.

Was heißt das konkret?

VANKANN | Wir bringen eine regionale Genossenschaft auf den Weg, die in Wind- und Solarprojekte vor Ort investiert, um grünen Strom zu erzeugen. An diesen Investments können sich sowohl Bürger*innen als auch Unternehmen beteiligen. Zusätzlich – und das ist so neu, dass es deutschlandweit das erste Projekt dieser Art ist – bietet die Plattform Kompensationsmodelle an, mit denen Kommunen, Unternehmen und Privatleute ihren fossilen Energieverbrauch ausgleichen und ihren CO₂-Fußabdruck verkleinern können. Obendrein bieten wir Maßnahmen und Fördermöglichkeiten für den Einsatz von Effizienztechnologie an, um Energie zu sparen – von der Belüftung bis zur Beleuchtung.

Alles unter einem Dach?

FRANZ-JOSEF TÜRCK-HÖVENER | Genau, das packen wir alles zusammen. In diesem Herbst soll es losgehen.

Und wer ist „wir“?

TÜRCK-HÖVENER | Die Genossenschaft KlimaRegion Aachen geht hervor aus der *EWV Bürgerenergie*, einer Genossenschaft aus Stolberg,

die es bereits seit fünf Jahren gibt. Die Stadt Aachen und die Städteregion unterstützen die Genossenschaft und erweitern das bisherige Programm um das Energieeffizienzkonzept und das Kompensationsmodell, das entwickelt, aber bislang noch nicht umgesetzt wurde.

DIETER REHFELD | Heißt das, die KlimaRegion ist ein offizielles Projekt von Stadt und Städteregion Aachen?

VANKANN | Ja, wir haben sowohl von der Stadt Aachen als auch von der Städteregion offiziell den Auftrag bekommen, die entsprechenden Regelungen und Vereinbarungen zu treffen. Und zwar noch in diesem Jahr.

Ist eine solche Plattform auch für die regio iT spannend, Herr Rehfeld?

REHFELD | Auf jeden Fall. Die regio iT muss ihre Klimaneutralität nachweisen, beziehungsweise wir müssen Zertifikate einkaufen, um unsere CO₂-Emissionen auszugleichen, denn es wird uns nicht gelingen, als Unternehmen vollständig klimaneutral zu wirtschaften. Wenn es gelingt, ein Kreislaufsystem zu entwickeln, mit dem wir als regionales Unternehmen unseren Beitrag für die Klima- und Energiewende vor Ort leisten können, um die Lebensbedingungen in unserem direkten Umfeld zu verbessern, ist das spannend. Darauf haben wir gewartet. Außerdem arbeiten wir selbst an dieser Schnittstelle, etwa mit IT-Lösungen, die es Kommunen erleichtern, energieeffizient ihre Gebäude zu managen. Das passt.

Was passiert mit dem Geld, dass Bürger*innen und Unternehmen in die KlimaRegion investieren?

TÜRCK-HÖVENER | Es fließt in Wind- und Sonnenenergieprojekte. Aktuell arbeiten wir an einem Modell für

»WIR BRAUCHEN PROFESSIONALISIERUNG, UM EINEN NEUEN GRÜNDUNGSBOOM AUSZULÖSEN.« FRANZ-JOSEF TÜRCK-HÖVENER

Kindergärten: Alle Kindergärten, die neu gebaut werden, bekommen von uns eine 30 KW Photovoltaikanlage mit einem Speicher aufs Dach, wenn sie das wünschen. Das heißt, für eine bestimmte Größe wird immer ein bestimmtes Modell verwendet, das ist skalierbar und vereinfacht die Sache.

Und was haben die Kindergärten davon?

TÜRCK-HÖVENER | Sie müssen sich weder um den Bau noch den Betrieb der Anlage kümmern. Die Genossenschaft setzt dem Träger die Anlage aufs Dach und verpachtet sie an den Kindergarten. Das lohnt sich für beide, denn der Kindergarten zahlt für den selbst gewonnenen Strom trotz Pacht immer noch weniger als für externen Strom.

REHFELD | Das ist auch für die regio iT interessant: Klar, wir haben unsere eigenen Projekte wie Elektromobilität für Mitarbeitende oder ein energieeffizientes Rechenzentrum. Zusätzlich in Anlagen für grünen Strom zu investieren oder auch bilanzierendes Unternehmen der Gemeinwohl Ökonomie zu werden, hilft uns, die Lücke bis zur Klimaneutralität zu füllen und erweitert unseren Gestaltungsspielraum. Das bietet die Chance, ökonomisches und ökologisches Engagement zu verbinden.

Grünen Strom zu erzeugen, ist das eine Geschäftsmodell der →



Maria Vankann ist Klimaschutzbeauftragte der Stadt Aachen. Mit Franz-Josef Türck-Hövenner bringt sie aktuell die KlimaRegion Aachen auf den Weg. Die promovierte Chemikerin arbeitet im Umweltamt der Stadt Aachen, baute eine Beratungsstelle für energetisches Sanieren auf und leitet seit 2017 die Koordinierungsstelle „Nachhaltigkeit und Klimaschutz“ der Stadt Aachen. Sie ist Lehrbeauftragte für Energie- und Klimaschutzmanagement an der FH-Aachen.



Franz-Josef Türck-Hövenner ist Vorstandsvorsitzender und Gründer der EWW-Bürgerenergie in Stolberg und bringt mit Maria Vankann die KlimaRegion Aachen auf den Weg. Der Bauingenieur arbeitete seit 2012 für die Energie- und Wasserversorgung (EWW) in Stolberg und führte ab 2016 die Geschäfte der GREEN Solar Herzogenrath. Seit Sommer 2021 ist er Beigeordneter für Planen und Bauen der Stadt Herzogenrath.



Dieter Rehfeld ist Vorsitzender der Geschäftsführung der regio iT und sucht nach Möglichkeiten für das Unternehmens-Engagement für mehr Klimaschutz vor Ort. Dabei setzt er auf Netzwerke und Kooperationen in den Regionen, denn CO₂-Neutralität lässt sich nur gemeinsam erreichen und gestalten.

→ **KlimaRegion, Energie effizienter zu nutzen, das andere. Wieso passiert beim Energiesparen eigentlich noch so wenig?**

VANKANN | Häufig wird das Thema von Unternehmen vernachlässigt, weil sich niemand dafür verantwortlich fühlt, denn das Kerngeschäft ist etwas anderes – und weil es sich selten kurzfristig rechnet. Ein weiterer Grund ist, dass der Energieverbrauch oft nur einen Bruchteil der Kosten ausmacht, etwa im produzierenden Gewerbe.

Was ändert das Angebot der KlimaRegion daran?

VANKANN | Die KlimaRegion bietet an, Energieeffizienzmaßnahmen über das Genossenschaftsmodell vorzufinanzieren. Das ist für Kommunen und Unternehmen interessant, die einen Vorschuss benötigen, um loszulegen und die Investition im Anschluss nach und nach über die Energieeinsparung zurückzahlen.

Taugt eine Genossenschaftsbeteiligung an der KlimaRegion als Geldanlage?

TÜRCK-HÖVENER | Ja. Es ist ähnlich wie mit Aktien und Dividenden. Wir versprechen keine feste Rendite, aber in der Regel wird ein geringer Prozentsatz ausgeschüttet – oder reinvestiert. Das wird in der Generalversammlung besprochen. Darin haben alle Genossenschaftsmitglieder eine Stimme, Institutionen ebenso wie Unternehmen oder einzelne Bürger*innen.

Vor 20 Jahren gab es einen Boom an Bürgerenergiegenossenschaften. Was ist daraus geworden?

TÜRCK-HÖVENER | In den 2000er-Jahren wurden Energiegenossenschaften gegründet, weil es so einfach war. Dann wurde das Erneuerbare-Energien-Gesetz im-

mer komplexer, mittlerweile hat es 200 Seiten und niemand versteht es mehr, bis auf wenige Juristen. Inzwischen ist es ein kompliziertes Geschäftsmodell. Dazu kommt, dass vor 20 Jahren viele Energiegenossenschaften von Ehrenamtlichen gegründet worden sind, die jetzt ins Seniorenalter kommen, ebenso wie die Anlagen, die damals gebaut worden sind.

Die Komplexität ist gestiegen, die Ehrenamtlichen sind mit ihren Anlagen gealtert – welche Alternative bietet die KlimaRegion?

TÜRCK-HÖVENER | Wir brauchen Professionalisierung, um einen neuen Gründungsboom auszulösen. Die Bürgerenergiegenossenschaft Stolberg habe ich ehrenamtlich mit aufgebaut und stelle nach fünf Jahren fest: Das ist nicht mehr zu leisten. Es ist leichter, an Investorengelder zu kommen als an neue Projekte. Denn Projektentwicklung ist langwierig, Vertrauen zu Verantwortlichen aufzubauen, braucht viel Zeit.

Deshalb die Idee, die KlimaRegion als regionale Energiegenossenschaft aufzuziehen, anstatt überall kleine lokale BEGs zu gründen?

VANKANN | Richtig. Deshalb ist es auch sinnvoll, die drei Sektoren Wärme, Strom und Mobilität, die eine große Menge CO₂ emittieren, zu bündeln und miteinander zu verzahnen, seien es Blockheizkraftwerke, E-Carsharing für Siedlungen auf Genossenschaftsbasis, klassische Energieerzeugung und Effizienzmaßnahmen oder CO₂-Kompensationsmöglichkeiten. So entstehen in kürzerer Zeit größere Synergieeffekte und Kreislaufsysteme. Genau da wollen wir ja hin.

Die KlimaRegion bietet ebenso an, über die Plattform den CO₂-Verbrauch zu kompensieren, als Privatsch, Unternehmen oder

Kommune. Wie funktioniert das? TÜRCK-HÖVENER | Sagen wir, Sie wollen zwei Tonnen CO₂ kompensieren, das ist etwa der Jahresausstoß an CO₂ eines Mittelklassewagens. Dafür zahlen Sie 60 Euro pro Tonne an die KlimaRegion, also 180 Euro.

VANKANN | Einen Teil des Geldes steckt die KlimaRegion in eigene regionale Projekte, das ist das Hauptanliegen, mit dem anderen Teil wird in zertifizierte Projekte investiert, etwa in Aufforstungen im Regenwald.

TÜRCK-HÖVENER | Wir gehen diesen gesplitteten Weg, bis klar ist, wie hoch die Nachfrage sein wird – noch ist offen, ob die KlimaRegion 10 000 Tonnen oder 100 000 Tonnen CO₂ kompensieren soll. Außerdem wollen wir auch denjenigen eine Kompensation anbieten, die ein zugelassenes Zertifikat benötigen.

VANKANN | Dafür arbeiten wir mit zugelassenen europäischen Retainern wie *atmosfair* zusammen.

REHFELD | Es ist sicherlich sinnvoll, das intelligent zu kombinieren

Es gibt inzwischen kein Windrad mehr, gegen das nicht geklagt wird. Steigert eine Energiegenossenschaft für alle die Akzeptanz?

TÜRCK-HÖVENER | Definitiv. Deshalb sollte es für alle Windräder, die in Gemeinden gebaut werden, die Möglichkeit geben, sich als Bürger*in daran zu beteiligen.

VANKANN | Die Hürden für Windkraftanlagen sind oft sehr hoch, etwa durch Abstandsregelungen und langwierige Genehmigungsverfahren. Ohne den Ausbau von Windkraftanlagen erreichen wir allerdings keine Klimaneutralität.

TÜRCK-HÖVENER | Wir brauchen beides: Im Sommer haben wir viel

»OHNE DEN AUSBAU VON WINDKRAFTANLAGEN ERREICHEN WIR KEINE KLIMANEUTRALITÄT.« MARIA VANKANN

Strom aus Sonne und im Herbst und Winter generieren wir ihn durch Wind. Mit beiden Quellen zusammen können wir relativ viel grünen Strom erzeugen.

REHFELD | Wir hatten vor Jahren die Idee, unsere Batterien für das Rechenzentrum der regio iT so zu verändern, dass sie speicherfähiger werden. Viele haben solche Speicheranlagen, jedes Krankenhaus, jede Feuerwehr: Ich stelle mir vor, all diese Einrichtungen verdreifachen ihre derzeitige Kapazität und stellen den zusätzlichen Speicherplatz dem Energiesektor zur Verfügung, einer Genossenschaft wie der KlimaRegion etwa. Damals hat sich das für die regio iT nicht gerechnet. Aber das hat sich möglicherweise verändert.

TÜRCK-HÖVENER | Stimmt. Je mehr es gelingt, aus Einzelideen Systeme zu machen, desto mehr Möglichkeiten ergeben sich.

Sehen Sie die KlimaRegion Aachen am Anfang dieser Phase, in der die Dinge systemischer werden, ans Laufen kommen und Fahrt aufnehmen können?

TÜRCK-HÖVENER | Ich glaube, wir sind am Beginn einer unglaublichen Erfolgsgeschichte.



reportage | **Unsere kleine Farm**

Das Aachener Start-up Aixponic will Lebensmittel umweltschonender und nachhaltiger produzieren. Und verbindet deshalb Fischzucht mit Gemüseanbau.

TEXT: BERND MÜLLENDER | FOTOS: ROBERT POORTEN

Es waren einmal drei Freunde, studierte Ingenieure, die suchten ein gemeinsames Hobby. Das war vor sechs Jahren. Einer der drei, Michael Moll, hatte kurz zuvor eine Dokumentation über Aquaponik gesehen. Und brachte die Idee ins Spiel.

Aquaponik ist eine Wortverschmelzung aus Aquakultur (Fischzucht) und Hydroponik (Pflanzenzucht). Dabei werden die Exkremente von Fischen für die Düngung der Pflanzen verwendet. Die flüssigen Ausscheidungen der Tiere werden bakteriell gefiltert und dienen den Pflanzen, die in einem Hydrosystem wachsen, als Nitrat-Nährstoff. Das Pflanzenwasser wird wieder zurückgepumpt. Und alles wächst, hier wie da, fast wie von selbst. Die ressourcenschonende Mischzucht ist eine alte Kulturtechnik, die Kombination von Fisch und Gemüse gibt es in Deutschland seit gut zehn Jahren.

In der Aachener Seffent, auf dem abgelegenen elterlichen Hof von Sascha Henke, dem Landwirtschaftsexperten unter den drei Freunden, begann die Start-up-Phase: ausprobieren, tüfteln, optimieren. Eine aufregende Sache, auch wenn sie unscheinbar aussieht. Der kleine schmucklose Raum, in dem auf ein paar Betonsteinen in Augenhöhe zwei 1000-Liter-Tanks stehen, ist kleiner als eine Garage. Wer hineinschauen möchte, steigt auf eine Leiter und sieht nichts, nur Wasser.

Erst wenn gegen die Tankwand geklopft wird, sausen am Boden aufgeschreckt einige Minikarpfen umher, kaum zehn Zentimeter lang. „Die verstecken sich gern im Schwarm“, sagt Mitstreiter Peter Becker. „Karpfen brauchen Gesellschaft, Forellen sind nicht so gut geeignet, die sind Einzelgänger und brauchen viel mehr Platz.“ 40 Tiere sind es derzeit.

Durch einen Schlauch fließt die Nitrat-Nährlösung in den kleinen Gartenbereich draußen. Ein ähnliches Prinzip wie mit der Gülle auf dem Acker. Die festen Ausscheidungen der Fische landen im „Abscheider“, einem feinen Bürstenfilter. „Damit ließen sich“, so Michael Moll, „noch Insekten züchten. Das wäre komplettes Cradle-to-Cradle.“

Auf rund 30 Quadratmetern wachsen Basilikumpflanzen, sattgrün, manche fast einen halben Meter hoch. Sie wurzeln im nährstoffangereicherten Wasserbecken, ohne Erde. Peter Becker pult eine Pflanze heraus, sie schmeckt scharf und intensiv. „Ich esse zurzeit sehr viel Pesto“, scherzt er. Was die drei Freunde nicht selbst essen, wird im Hofladen von Henkes Eltern verkauft.

Im Laufe der Zeit haben die drei das richtige Verhältnis von Pflanzen und Tieren ausprobiert. Sie züchteten auch Welse, „aber die haben wir nicht richtig groß bekommen“, sagt Moll. Einen Namen für ihr Projekt hatten sie auch bald: Aixponic.

Das Prinzip der Aquaponik erfüllt Molls Vorstellungen bestmöglich: „Was wir Abfall nennen, bleibt ein Wertstoff – man muss ihn nur zu nutzen wissen.“ Als Ausweg aus industrialisierter Fleischproduktion bieten Fische mehr naturnahen Nutzen als Landtiere. Sie brauchen keine fünf Prozent an Nahrungsinput im Vergleich zu Rindern. Die stark überfischten Meere werden geschont. Und anders als in Aquafarmen werden weder Antibiotika eingesetzt noch Tiere gequält.

»WAS WIR ABFALL NENNEN,
BLEIBT EIN WERTSTOFF – MAN
MUSS IHN NUR ZU NUTZEN
WISSEN.«

Dazu kommt: Der Weltfischkonsum hat sich in 50 Jahren versechsfacht, das meiste muss um die halbe Welt reisen. Meerestiere böten deshalb „das größte ökologische Plus“ bei der lokalen Zucht. Mittlerweile gibt es in Aachen schon einen kleinen Nachahmer. Im Juli 2021 startete der studentische *aachen.eden e.V.* sein Aquaponik-Versuchslabor auf einem Feld, das ihm →



→ das RWTH-Institut für Umweltforschung hinter dem Klinikum zur Verfügung stellte. Teiche sind ausgehoben, die Solarmodule recken sich der Sonne entgegen. Die Initiative gehört zu *Enactus*, einer der größten globalen Studierenden-Organisationen, die sich dem Gemeinwohl verpflichtet fühlt.

Zur gleichen Zeit starten die Freunde von Aixponic durch und machen ihr Hobby zum Geschäft. Die drei haben, auch dank eines Großsponsors, etwa eine halbe Million Euro beisammen und legen jetzt mit kommerziellen Produktionsanlagen los, im deutsch-niederländischen Gewerbegebiet *Avantis*. Dort hat ihnen Humanotop, die geplante energieautarke Stadt der Zukunft des einstigen Streetscooter-Entwicklers Achim Kampker, Flächen angeboten. Ende des Jahres

Kreislaufwirtschaft | Modell von Produktion und Verbrauch, bei dem Materialien und Produkte so lange wie möglich wiederverwendet, repariert, aufgearbeitet und recycelt werden. Der möglichst lange Lebenszyklus eines Produktes ist das Gegenteil zur Wegwerfwirtschaft mit hohem Rohstoffverbrauch.

Cradle-to-Cradle | heißt wörtlich „von der Wiege in die Wiege“ und bezeichnet die optimale Umsetzung der Kreislaufwirtschaft. Die Produktion orientiert sich an biologischen Kreisläufen ohne Abfall in der Natur. Das eine dient immer dem anderen.

kommen die Produktionsmodule, der Aufbau soll nur ein paar Wochen dauern.

Der Fokus der Mischzucht soll auf Salzwasserrischen liegen. Das ist neu in der Aquaponik-Szene. Mit Süßwasserfischen arbeiten andere schon seit ein paar Jahren, auch in größerem Rahmen, etwa *ECF Farm-systems* in Berlin mit Nilbarschen.

Ein Perpetuum mobile ist die Mischzucht nur fast. Zum einen brauchen die Fische zusätzliches Bio-Fischfutter und externer Strom ist nötig, für Pumpen und Sprudler, der die Fischbecken mit Sauerstoff versorgt. Der Strom ist grün, auf Avantis werden eigene Solarpanel folgen.

Alle vier von Aixponic treibt ökologischer Idealismus, aber nicht nur: „Wir wollen auch davon leben können“, sagt Moll. Seit August ist Pilar Kregel, die gerade ihr Studium an der Uni Maastricht als *Health Food Innovation Manager* abgeschlossen hat, als erste bezahlte Mitarbeiterin bei Aixponic eingestiegen.

Geplant ist eine Produktion von etwa sieben Tonnen Fisch im Jahr, das entspricht etwa 20 000 Doraden. Doraden lieben die Enge von Schwärmen, ihr Sozialverhalten passt zur Größe der Tanks. Eine Dorade wird rund zehn Euro kosten. Industrie-Doraden kosten weniger als die Hälfte, aber sie werden auf See meist sofort tiefgefroren und mit dem Fisch werden auch Medikamente und Mikroplastik verspeist.

Schlachttag ist der Donnerstag, freitags soll der Fisch auf dem Teller liegen. Für die Hälfte der Produktion liegen bereits Abo-Vorbestellungen vor, sowohl von Privatleuten als auch von Restaurants. Der Transport von wöchentlich knapp 150 Kilo soll möglichst elektrisch laufen, etwa mit Lastenrädern, so klimaneutral wie möglich.

Und was ist mit dem Gemüse? Das soll immerhin den größten Teil des Umsatzes ausmachen, denn Pflanzen wachsen schneller als jeder Fisch. „Basilikum funktioniert am besten“, sagt Moll, „aber es bringt wenig ein, die Konkurrenz ist zu groß.“ Wegen des Salzwassers liegen ohnehin Salzwasserpflanzen nah, die Wahl fiel auf Seespargel, auch Queller genannt. Bei uns ist das Gewächs als Nahrungsmittel kaum bekannt, anders als in den Niederlanden, dort heißt es Zeekraal. Es sei nicht nur lecker, sondern auch ein Bio-Superfood, jodereich und ideal für die vegane Ernährung“, preisen die Jung-Unternehmer das Trendgemüse.

Lust auf Öcher Ökofisch? Geht auch privat, wöchentlich, 14-tägig oder monatlich – vermutlich ab Frühjahr 2022: www.aixponic.de/abonnement.php

digitale lieferdienste | In die Gänge kommen

Gemeinwohlorientierte Plattformen gewinnen dort an Bedeutung, wo die Kund*innen mitmachen. Wie sich ein Berliner Kurier-Kollektiv gegenüber Lieferplattformen behauptet. →

TEXT: ANNETTE JENSEN | FOTOS: KATHRIN HARMS





ALLE STRENGEN
SICH HIER GERNE
AN, WEIL SIE
WISSEN, FÜR WEN
SIE DAS TUN.

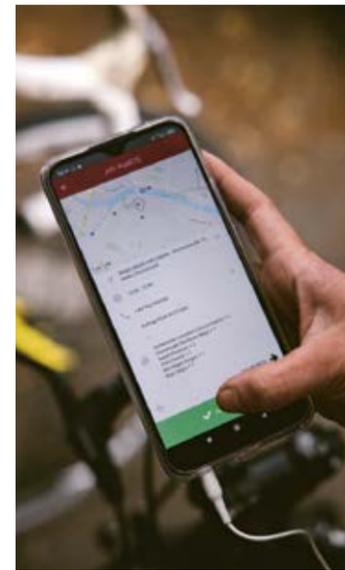
Butter, Milch und Tomaten vergessen – kein Problem. Nur rasch die App von *Gorillas* antippen, und zehn Minuten später wird das Gewünschte geliefert. Auch wenn es regnet und der Magen knurrt, gibt es seit einigen Jahren eine Alternative dazu, den Schirm aufzuspannen und zum nächsten Restaurant zu laufen: Menschen mit großen, würfelförmigen Taschen auf dem Rücken schleppen Suppe und Sushi bis an die Wohnungstür. Dass ihre Arbeitsbedingungen oft hart und prekär sind, verdirbt offenbar kaum jemandem den Appetit – und Corona hat der Branche einen zusätzlichen Push beschert.

In immer mehr Lebensbereiche greift die Plattform-Ökonomie hinein. Dort gilt das Prinzip: Die Größten wirken auf Anbieter*innen und Nutzende wie ein Magnet und beherrschen irgendwann das gesamte Feld. So sind Amazon beim Paket-Einzelhandel und AirBnB bei der touristische Privatzimmervermittlung zu Platzhirschen geworden. Unter denen, die Essen liefern, ist der Machtkampf noch offen, aktuell wird viel Geld in den neuen Markt gepumpt, um die Konkurrent*innen zu verdrängen. Die Beschäftigten sind dabei Manövriermasse. Die Kurier*innen müssen nicht nur ihr eigenes Fahrrad und Handy mitbringen, sondern haben auch keinerlei Einfluss auf ihre Arbeitsbedingungen. Per Algorithmus gesteuert, kurven sie von Auftrag zu Auftrag, ohne Kontakt zu Kolleg*innen, kontrolliert von einer Software, die dem Konzern gehört.

Dazu hatten einige Kurier*innen keine Lust mehr – und gründeten deshalb in Berlin vor zwei Jahren den Kollektivbetrieb *Khora*. Damals teilte der britische Konzern *Deliveroo* allen 1000 Kurierfahrer*innen in Deutschland per Mail mit, dass das Unternehmen Ende der Woche Schluss machen werde. Stefano Lombardo, der schon länger mit

dem Gedanken an einen Gemeinschaftsbetrieb gespielt hatte, sah das als Chance. Binnen zwei Tagen setzte er eine Homepage und einen Telegram-Kanal auf, überzeugte zwei Restaurantbesitzer, mit ihm und einigen Kolleg*innen zusammenzuarbeiten – und los ging es. Doch bald darauf war schon wieder Schluss: Ohne eine professionelle Plattform war die Kommunikation zwischen Restaurants, Kurier*innen und Kundschaft viel zu mühsam, das Team nach ein paar Monaten völlig erschöpft.

Doch das *Khora*-Kollektiv hatte das Glück, auf Menschen mit ähnlichen Ideen zu stoßen. Dazu gehört ein Belgier, der von allen Mex genannt wird. Nachdem das Start-up *Take Eat Easy* im heißumkämpften Liefermarkt gescheitert war, nutzte Mex sein Wissen über dessen App. Er baute daraus die Plattform *Coopy-cycle* und stellt sie weltweit Kurierdiensten zur Verfügung, die sich zusammenschließen. Mex hat mit einer Copyleft-Lizenz festgelegt, dass die App ausschließlich Betriebe nutzen dürfen, die gemeinschaftlich arbeiten. So ist ausgeschlossen, dass Konzerne sie kapern. Bereits in mehreren europäischen Städten sind Kurier*innen damit unterwegs,



auch *Khora*. Darüber hinaus bescherte die Pandemie dem jungen Unternehmen einen Auftrags-Boom. „Die Restaurants waren leicht zu überzeugen, und zugleich wollten viele Leute im Homeoffice Essen bestellen“, berichtet Lisa, die früher selbst hinter einem Tresen gestanden hat und im Kollektivbetrieb nun eine Langfristperspektive sieht. Alle strengen sich hier gerne an, weil sie wissen, für wen sie das tun. Zwölf Leute hat das Team, dazu acht Aushilfen für Boom-Zeiten.

Wer auf die *Khora*-Seite geht, kann Essen bei über 40 inhabergeführten Restaurants in Berlin-Mitte, Kreuzberg und Friedrichshain ordern. 6,50 Euro pro Lieferung bekommen die Kurierfahrer*innen, wenn die Bestellenden ihr Essen nicht selbst abholen wollen. „Sei faul! Sei solidarisch!“ lautet die Aufforderung an die Bestellenden: Wer sich sein Essen an die Tür bringen lässt, sollte diejenigen davon profitieren lassen, die den Bringdienst mit Muskelkraft an seiner oder ihrer Stelle erledigen – statt Plattformen zu bedienen, die Vermittlung zum marktbeherrschenden Geschäftsmodell machen und festlegen, wer zu welchen Konditionen dabei sein darf.

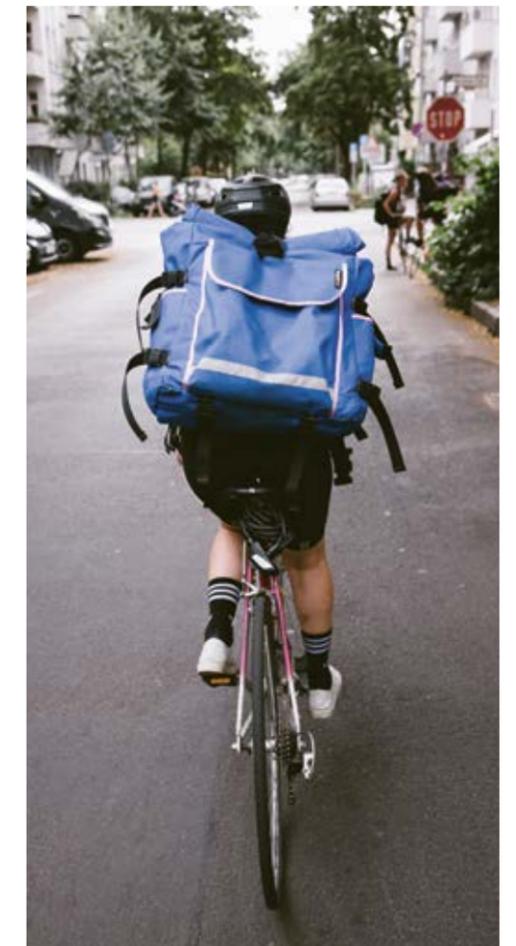
Etwa 20 Stunden arbeiten die Leute des Kern-Teams. Am Monatsende werden alle Einnahmen durch die jeweils geleisteten Arbeitsstunden geteilt und ausgezahlt. Neben den Kurierschichten von drei bis fünf Stunden gibt es auch Disponent*innen, die entscheiden, wer welche Touren fährt und wo sich Aufträge koppeln lassen. Daneben findet viel ehrenamtliche Aufbauarbeit in der Freizeit statt, alle zwei Wochen tagt das Plenum. Danach trinken alle gern einen Absacker gemeinsam. Arbeit und Leben gehören bei *Khora* zusammen.

„Bisher sind im deutschen Recht keine Unternehmen vorgesehen, in denen sich alle sowohl die Verantwortung als auch die Einnahmen teilen. Das muss noch entwickelt werden“, sagt Anderson, der seit einem Jahr für *Khora* arbeitet. Weil so etwas sie im Moment überfordern würde, hat das Team beim *SMart* angedockt, einer Genossenschaft, die Anstellungsverhältnisse für Freelancer organisiert. Dort sind sie nun als autonome AG registriert und sozialversichert.

Auch andere Plattform-Belegschaften beginnen sich zu wehren, wie der Online-Supermarkt *Gorillas* erfahren muss. Das mit über 280 Millionen Euro ausgestattete Start-up wirbt damit, Lebensmittel-Bestellungen innerhalb von zehn Minuten an die Haustür zu bringen. Als Radkurier*innen beschäftigt sind fast ausschließlich Migrant*innen, ein Großteil aus Lateinamerika. Aus rechtlichen Gründen dürfen sie höchstens sechs Monate bei einem Unternehmen in Deutschland arbeiten. Als ein Kurierfahrer Anfang Juni entlassen wurde, blockierten Kolleg*innen spontan eine Ausgabestelle und twitterten: „We organize in under 10 minutes.“ Inzwischen haben sie sich zum *Gorillas Workers Collective* zusammengeschlossen und mehrfach wild gestreikt.



»SEI FAUL!
SEI SOLIDARISCH!«
LAUTET DIE
AUFFORDERUNG
AN DIE
BESTELLENDEN.



Gegenmodelle zur Plattformökonomie

fairmondo.de ist eine Alternative zu Amazon. Die Genossenschaft hat inzwischen 2000 Mitglieder, ist als Online-Marktplatz offen für alle Käufer*innen und Anbieter*innen, macht aber faire Produkte besonders sichtbar.

fairbnb.coop statt Airbnb. Airbnb steht im Ruf, Massentourismus zu fördern und Anwohner*innen zu verdrängen. Das neue Portal Fairbnb steuert dagegen: Es begrenzt die Zahl der Apartments und unterstützt soziale Projekte.

smart-eg.de ist eine Genossenschaft, zu der sich fast 100 000 Freelancer*innen in acht europäischen Ländern zusammengeschlossen haben. Das Unternehmen übernimmt Arbeitgeberaufgaben und meldet die Mitglieder bei der Sozialversicherung an, entlastet sie von Bürokratie und Rechnungsschreiben, verhilft Saisonkräften zu monatlichen Einnahmen und organisierte in der Pandemie Kurzarbeitergeld.

grünestadtlogistik.de betreiben ein digital unterstütztes Netzwerk aus Radlogistiker*innen und innerstädtischen Verteilzentren für eine nachhaltige, belastbare und flächendeckende Transportlösung auf der letzten Meile. Das Netzwerk deckt in Berlin nahezu den kompletten S-Bahn Ring ab und ist auch in Köln, Frankfurt und Mainz aktiv. Weitere Städte sollen folgen.

openstreetmap.de ist eine gemeinschaftlich erstellte Alternative zu Google-Maps. Alle können zur Verbesserung der Karten beitragen und neue Nutzungsmöglichkeiten kreieren. Eine Copyleft-Lizenz sorgt dafür, dass die Daten dauerhaft von allen genutzt werden können. (AJE)



© Kathrin Harms

gut zu wissen | **Wie man sich einigt – Alternativen zur Mehrheitswahl**

Es ist Freitag und Sie wollen abends mit zwei Freunden kochen. Zur Auswahl stehen Pizza, Sushi oder ein Curry. Sie beschließen, darüber abzustimmen. Das Sushi erhält zwei Stimmen. Während Sie nach der Bambusmatte kramen, motzt Basti schlecht gelaunt, dass er rohen Fisch nicht mag. Oh nein, das sollte doch ein netter Abend werden! Was tun?



© Susann Massute

Systemisches Konsensieren

Sie wissen nicht, was Sie wollen, aber was Sie nicht wollen, wissen Sie genau. Das macht sich die Methode des systemischen Konsensierens zunutze: Sie zählt statt der Zustimmung den Widerstand. Alle Beteiligten vergeben zwischen 0 und 10 Punkten für jeden Vorschlag. Eine 10 steht für maximalen Widerstand, 0 heißt „nix dagegen“. Angewendet auf den Kochabend sitzen schließlich alle zufrieden um eine Pizza herum, denn der Widerstandswert für Sushi betrug 15 (10 Punkte kamen von Basti), während Pizza mit einem Widerstandswert von 6 für alle irgendwie okay war. Der Vorschlag mit dem geringsten

Widerstand erzeugt den geringsten Gruppenwiderstand und minimiert dadurch das Konfliktpotenzial. Anzahl der Beteiligten und Alternativen bei dieser Methode: unbegrenzt.

Borda-Verfahren

Das Verfahren basiert ebenfalls auf der Erstellung einer Rangfolge. Es werden so viele Punkte vergeben, wie es Vorschläge gibt. Bei drei Vorschlägen beträgt die höchste Punktzahl 3 (Erstpräferenz), die zweitliebste Wahl bekommt 2 Punkte und die Drittwahl eine 1. Die Alternative mit der höchsten Punktzahl wird ausgewählt. Beim Kochabend erreicht die Pizza 7 Punkte, Sushi 6 und Curry 5.

Zweistimmen-Regel

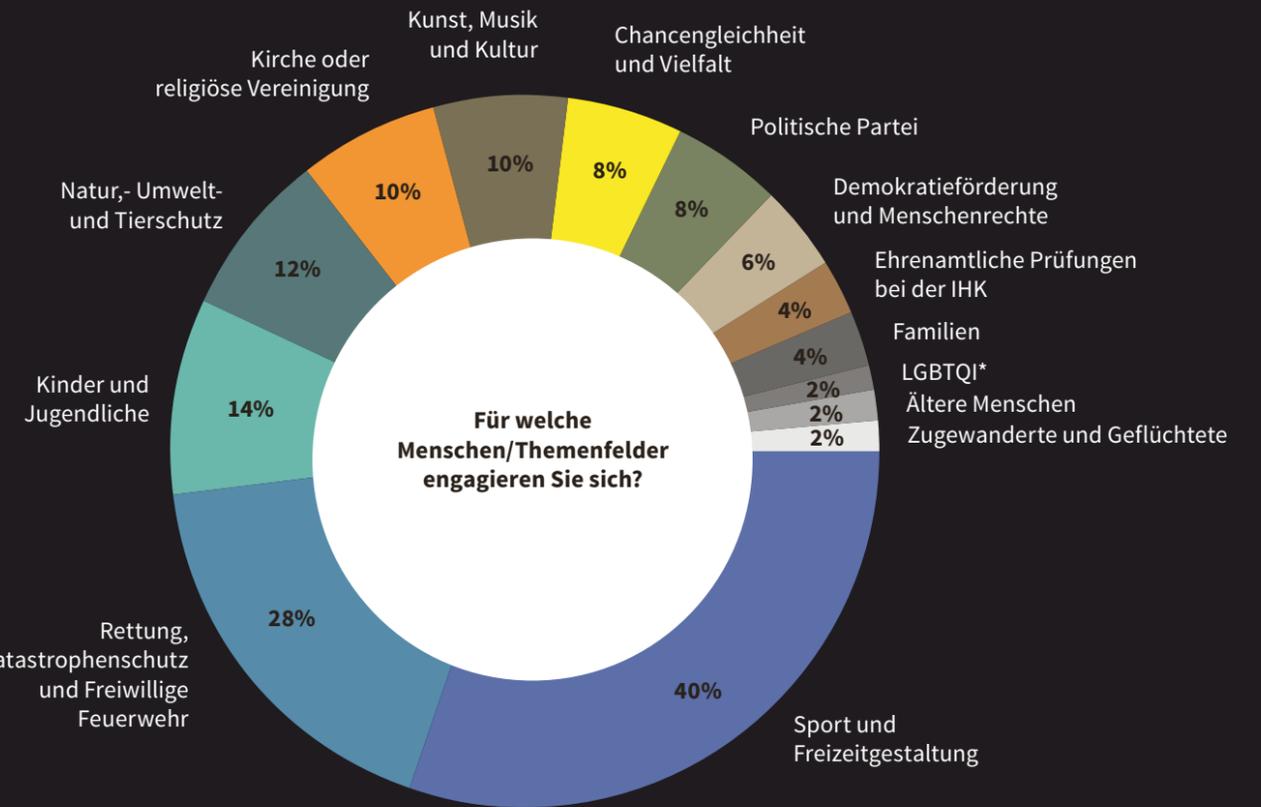
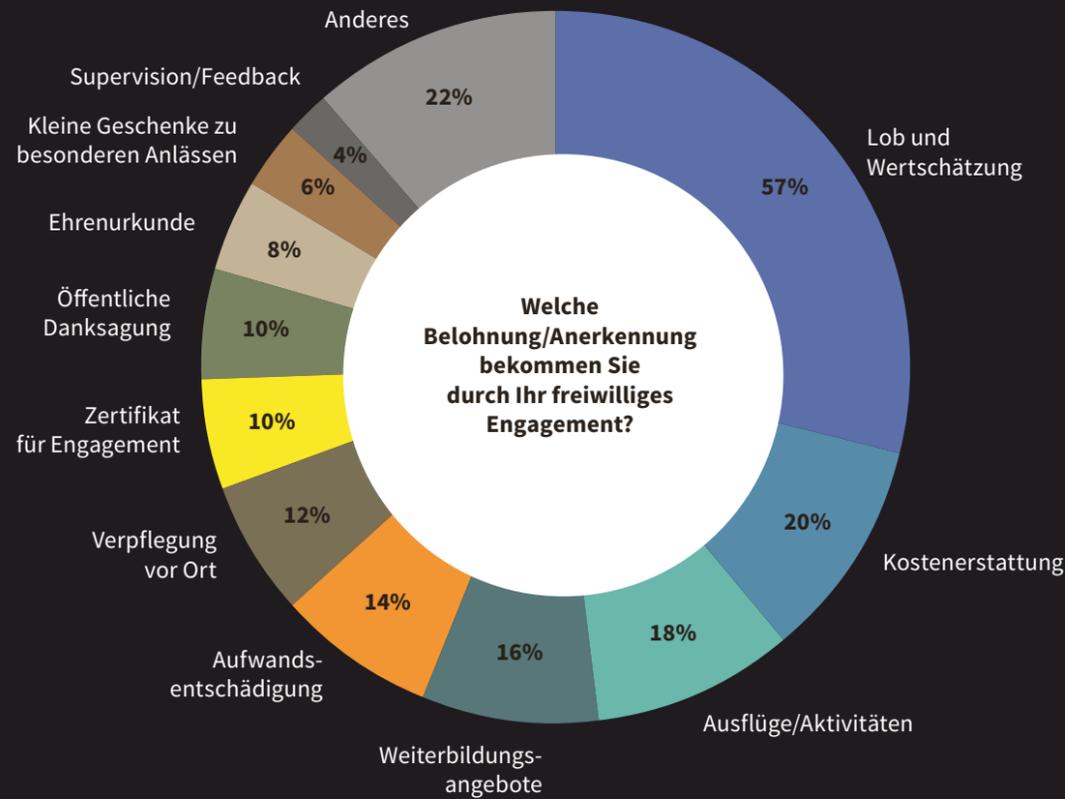
Die Anzahl Stimmen ist gesetzt. Alle haben zwei gleichwertige Stimmen und vergeben diese an ihre Erst- und Zweitpräferenz. Die Alternative mit den meisten Stimmen wird gewählt.

Stichwahl

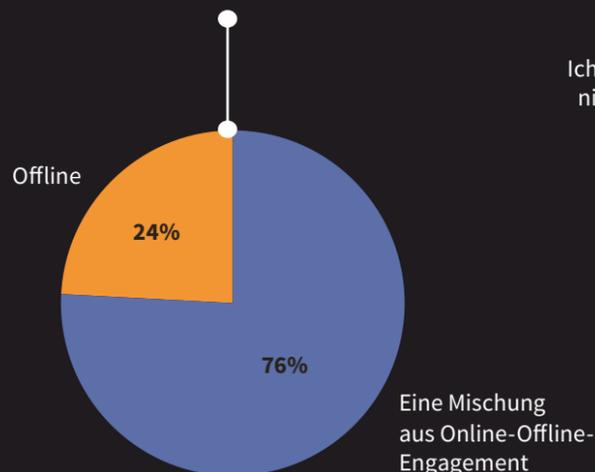
Sie kennen die Methode von der Bürgermeisterwahl. An die erste Abstimmung schließt sich eine zweite Runde an, bei der nur noch zwischen den beiden Vorschlägen mit den meisten Stimmen aus dem ersten Wahlgang abgestimmt wird. Funktioniert immer dann, wenn mehr Leute abstimmen, als es Alternativen zur Wahl gibt. (FAB)

umfrage | Und was machen Sie so?

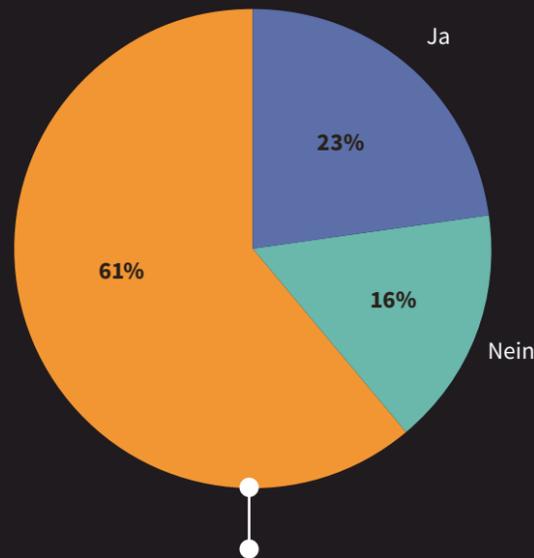
Im Jahr 2020 engagierte sich knapp jede*r Fünfte in Deutschland ehrenamtlich. Was motiviert Sie dazu, sich in Ihrer Freizeit für andere und anderes einzusetzen? Das wollten wir von den Mitarbeitenden der regio iT wissen.



Bevorzugen Sie ein Engagement vor Ort (offline) oder engagieren Sie sich lieber online?

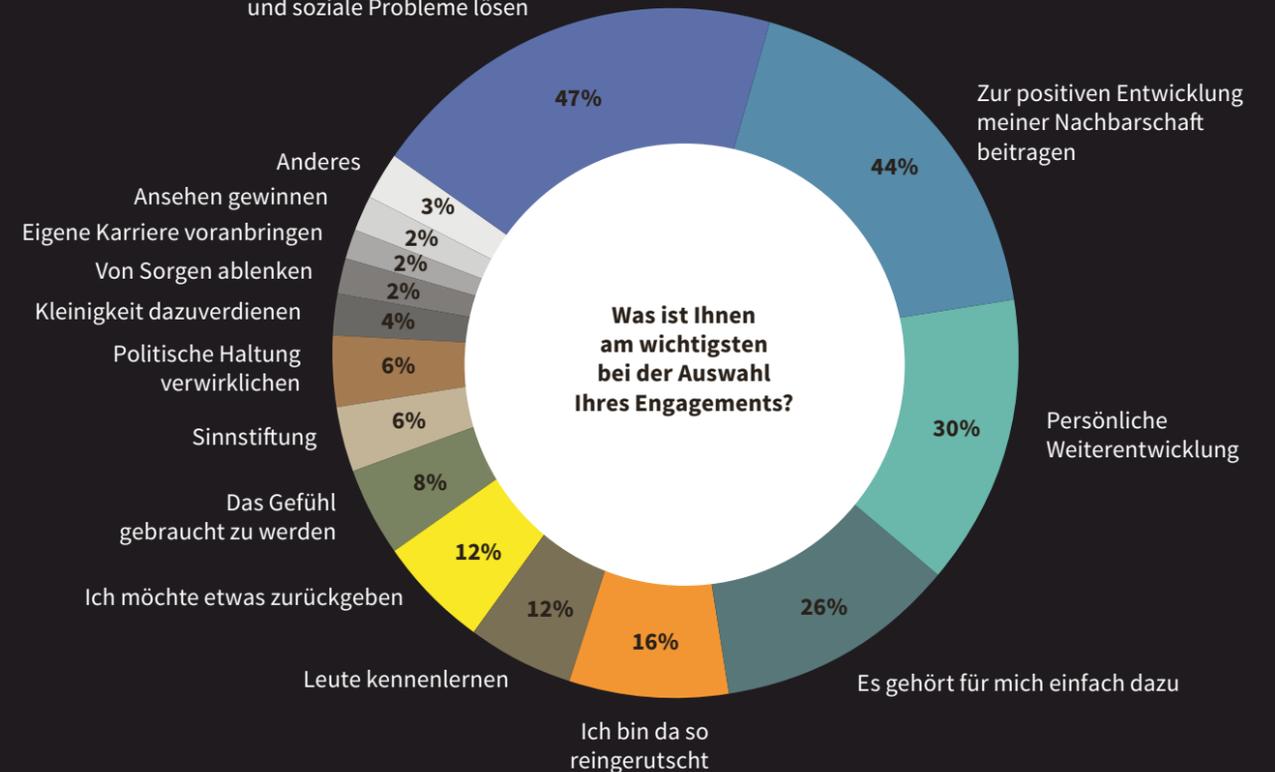


Ich habe noch nicht danach gefragt



Werden Sie von der regio iT bei der Ausübung Ihres freiwilligen Engagements unterstützt?

Gesellschaft aktiv mitgestalten und soziale Probleme lösen



Bei einigen Fragen waren Mehrfachnennungen möglich. Dadurch kann der Prozentwert insgesamt 100% überschreiten.

nachhaltige IT |

Viel Luft nach oben

Kaffee, Tee und Schokolade können längst umweltverträglich produziert und unter fairen Arbeitsbedingungen hergestellt werden. Wie sieht es mit ressourcenschonender Informationstechnik aus? Eine Bestandsaufnahme.

TEXT: GUNHILD SEYFERT

VERBRAUCH

Bereits jeder zweite Mensch auf der Erde ist mittlerweile online. Wäre die digitale Welt ein eigener Staat, dann würde sie beim Stromverbrauch mit acht bis zehn Prozent weltweit an sechster Stelle stehen, rechnet die Umweltorganisation Greenpeace vor. Allein in Deutschland verbrauchen elektronische Geräte wie Computer, Mobiltelefone oder Tablets, Kommunikationsnetze und Rechenzentren die gigantische Menge von 47 Milliarden Kilowattstunden Strom. „Die Schlotte der Digitalisierung rauchen genauso wie früher die Schlotte der Industrialisierung in Gelsenkirchen“, sucht Martin Wimmer, *Chief Digital Officer* im Bundesumweltministerium, nach einem Vergleich.

Während es in anderen Bereichen gelingt, Wege zu finden, um den Stromverbrauch zu senken oder wenigstens konstant zu halten, wächst er bei den Digitaltechnologien fast unbemerkt um jährlich 9 Prozent. Entsprechend mehr Klimagase werden Jahr für Jahr ausgestoßen. Die Non-Profit-Organisation *The Shift Project*, ein französischer Think Tank, der sich für den Übergang zu einer Post-Carbon-Wirtschaft einsetzt, schätzt, dass die Informations- und Kommunikationstechnik etwa 3,7 Prozent aller Treibhausgas-Emissionen weltweit verursacht – doppelt so viele wie die zivile Luftfahrt.

HERSTELLUNG

Blickt man auf die Umweltbilanz der Geräte, fällt vor allem ihre Herstellung ins Gewicht, weniger ihr Betrieb. 80 Prozent der Ressourcen, die ein Gerät in seinem Lebenszyklus verbraucht, fallen bei seiner Produktion an, so das Umweltbundesamt. Auch wenn man es „Technik“ nennt, steckt viel Natur in den Geräten, in Form von Energie und Rohstoffen. Metalle wie Gold, Silber, Kobalt, Tantal und Palladium, die darin verbaut sind, verbrauchen bereits bei ihrer Gewinnung viel Energie und werden unter miserablen Arbeitsbedingungen gewonnen. Um die Metalle aus dem Gestein zu lösen, werden oft giftige chemische Substanzen verwendet. Schwermetalle gelangen in Luft und Wasser, machen Böden unfruchtbar und führen zu Schäden bei Menschen, Tieren und Pflanzen. Die Arbeit im Bergbau über oder unter Tage ist sozial kaum abgesichert und gefährlich. Immer wieder kommt es zu schweren Unfällen, bei denen Menschen verschüttet werden oder ersticken. Die ökologischen und sozialen Folgen bei der Gewinnung der Rohstoffe ist ein Kernproblem der IT.

MÜLL UND ENTSORGUNG

Recycling ist zwar grundsätzlich sinnvoll, bietet für IT-Geräte bislang jedoch keine befriedigende Lösung. „Von über 50 Metallen, die in den elektronischen Bestandteilen digitaler Elektronikprodukte verarbeitet werden, gewinnen wir höchstens 17 zurück“, sagt Lorenz Hilty, Leiter der Forschungsgruppe Informatik und Nachhaltigkeit an der Universität Zürich. In hiesigen Recyclingbetrieben werden vor allem Glas, Plastik und Metall gewonnen, nicht jedoch die kleinsten Mengen Edelmetalle und seltene Erden im Elektronikabfall. Der Elektronikmüll landet oft auf riesigen Halden in afrikanischen Ländern. Mit schwerwiegenden Schäden für Gesundheit und Umwelt lösen etwa in Ghana oft Kinder Gold und Kupfer aus dem Abfall.

ANDERS IST BESSER

Einzelne Verbraucher*innen oder Dienstleistende können die Auswirkungen auf die Umwelt der IT-Geräte und Infrastruktur kaum fassen und weder kontrollieren noch bestimmen. Wer Geräte, Software und Rechenzentren entwickelt, herstellt und betreibt, steht jedoch in der Verantwortung. Vor allem die Politik ist gefragt, den Kurs auf nachhaltige IT zu steuern.

Deutschland hat eine umweltpolitische Digital-Agenda, die das Umweltministerium im letzten Jahr präsentierte. Auch die EU verfolgt eine Strategie, mit der sowohl die Digitalisierung ausgebaut, als auch ihre Umweltfolgen begrenzt werden sollen. Beiden ist gemein, dass sie Ziele formulieren und Forderungen aufstellen. So fordert die Digitalstrategie der EU, dass Rechenzentren und Telekommunikationsnetze bis zum Jahr 2030 klimaneutral sein sollen.

EFFIZIENZ UND LANGLEBIGKEIT

„Freiwillige Instrumente werden nicht ausreichen, um die Digitalisierung nachhaltiger zu gestalten. Stattdessen muss die Digitalwirtschaft mit verbindlichen Regeln dazu gebracht werden, Beiträge zum Klimaschutz und zur Kreislaufwirtschaft zu leisten“, sagt Jens Gröger, Experte für nachhaltige Informationstechnik am Öko-Institut, einem unabhängigen, privaten Umweltforschungsinstitut mit Hauptsitz in Freiburg. Digitale Produkte sollten durch gesetzliche Mindestanforderungen effizient, langlebig, reparierbar und recyclingfähig werden. Zum Beispiel müsste bei einem Smartphone der Akku einfach zu entnehmen und das darin enthaltene Kobalt recycelbar sein. Ein Rechenzentrum dürfte nur noch grünen Strom verwenden und mit der Abwärme, die bei der Kühlung der Server anfällt, würde es benachbarte Viertel heizen.

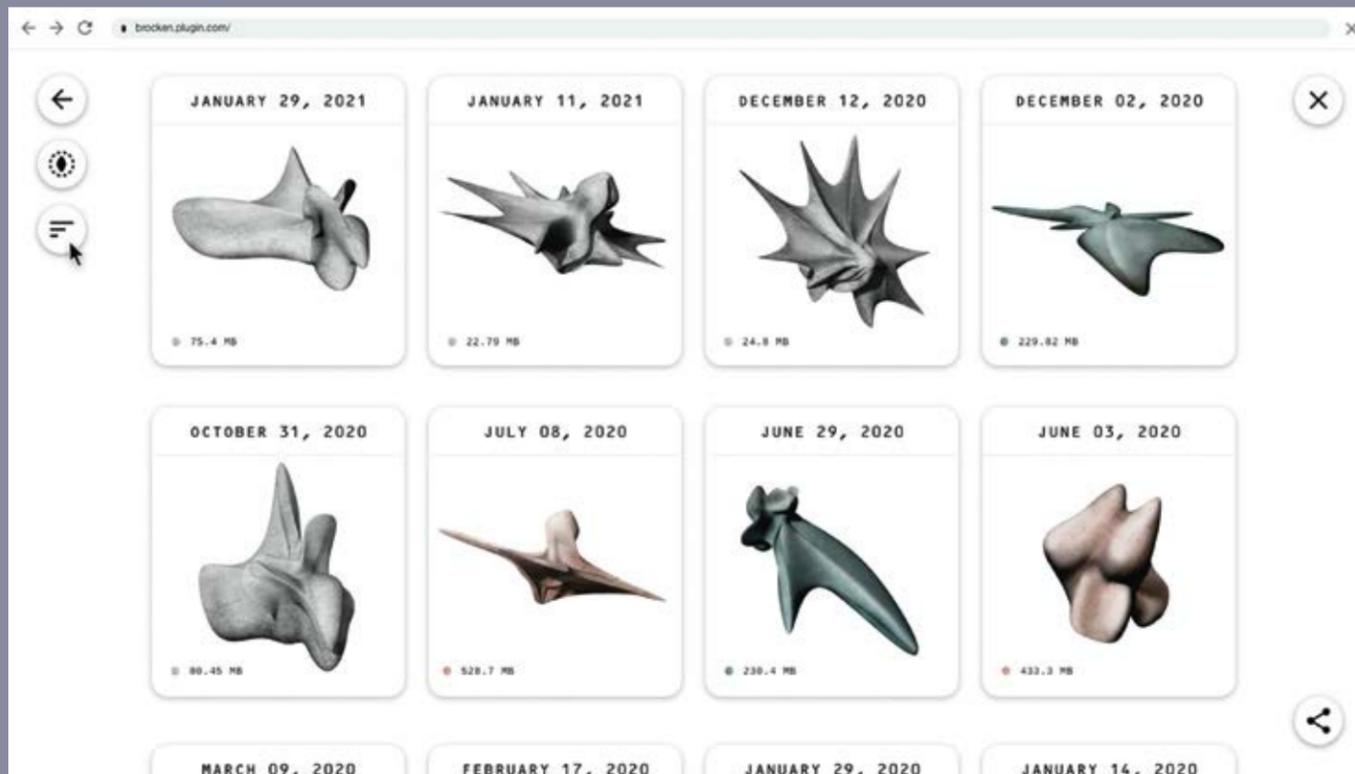
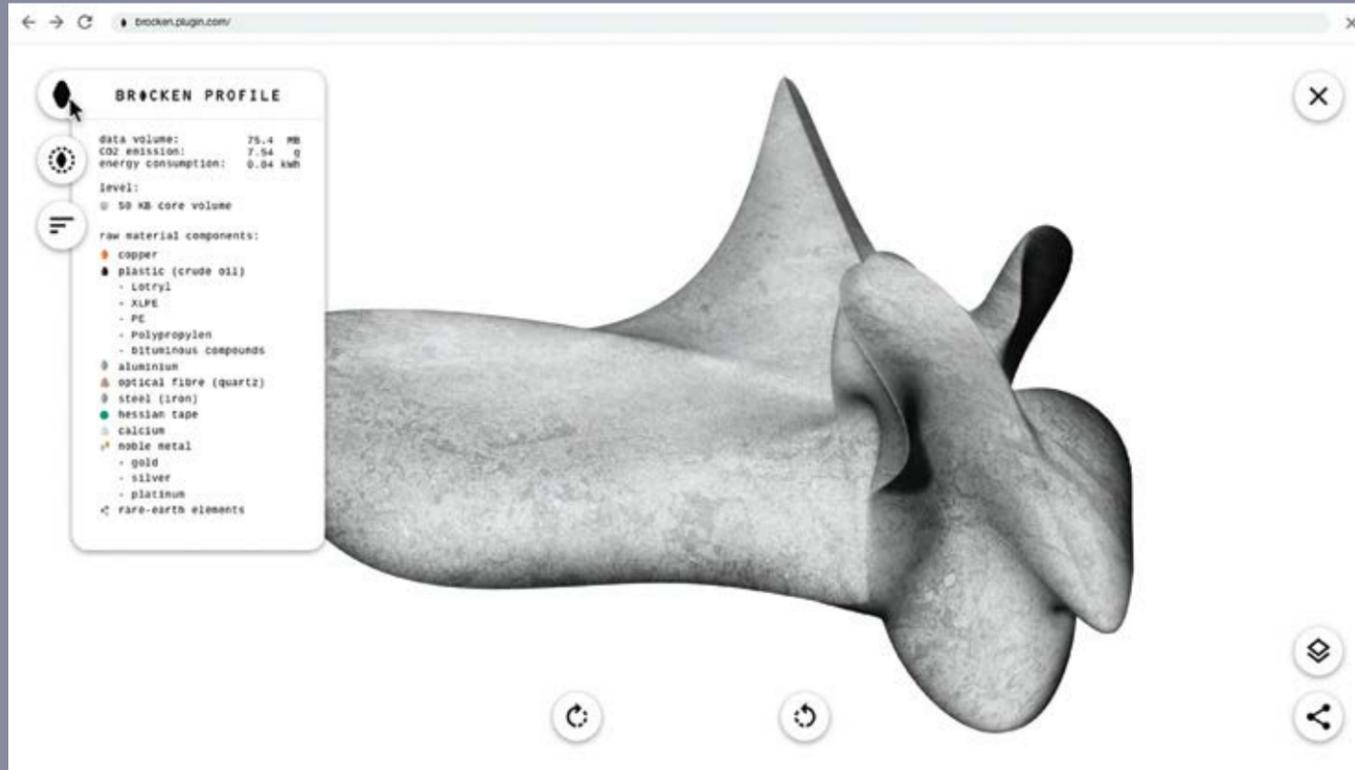
LEITLINIEN ZUR REGEL MACHEN

Das Umweltministerium hat für die öffentliche Hand Leitlinien zur Beschaffung der Geräte formuliert. „Bund, Länder und Gemeinden sollten öffentliches Geld ausschließlich für umweltverträgliche IT-Technik ausgeben“, fordert Jens Gröger. Das Land Berlin macht es vor: Dort sorgt eine Verwaltungsvorschrift dafür, dass Behörden, öffentliche Betriebe und Schulen mit möglichst sparsamen, langlebigen und reparierbaren IT-Geräten arbeiten. Das Land Berlin nutzt das Recht, bei der Vergabe öffentlicher Aufträge auch strategische Aspekte zu berücksichtigen. Die Wirtschaftlichkeit eines Angebotes wird nicht nur nach Anschaffungskosten bewertet, sondern über den gesamten Lebenszyklus der Geräte. Die Kosten für deren Betrieb und Entsorgung werden miteingerechnet. Aus dieser Perspektive sind umweltfreundliche Produkte oft wirtschaftlicher. In Berlin werden die Geräte vom IT-Dienstleister des

WÄRE DIE
DIGITALE WELT
EIN EIGENER STAAT,
WÜRDEN SIE BEIM
STROMVERBRAUCH
WELTWEIT AN
SECHSTER STELLE
STEHEN.

Landes, dem ITDZ Berlin, beschafft und nicht gemietet oder geleast. „Bei Ausschreibungen zu Arbeitsplatzcomputern müssen Anforderungen gemäß Kennzeichnung *Energy Star* erfüllt und Materialanforderungen mit Umweltzeichen nachgewiesen werden“, erläutert Sylvia Schwab, Pressesprecherin der Senatsverwaltung für Inneres, Digitales und Sport. Auch bei Monitoren, Druckern und Multifunktionsgeräten sollen Umweltverträglichkeit und Nachhaltigkeit berücksichtigt werden, soweit das wirtschaftlich und technisch möglich ist.

Auch als nach Ausbruch der Corona-Pandemie Laptops gebraucht wurden, um die Berliner Bezirke über Homeoffice arbeitsfähig zu halten, blieb es trotz Engpässen dabei: „Es wurden keine Ausnahme bei der Beschaffung der 5000 Laptops gemacht“, betont Pressesprecherin Schwab. Die Regeln für mehr Nachhaltigkeit wurden auch in dieser Situation berücksichtigt.



Grafiken: © Anna Eckl, Eva Eiling, Maike Gebker



Ein Brocken Nichts

Maike Gebker, Anna Eckl und Eva Eiling studierten *Transformation Design* in Braunschweig und haben ein Semester lang untersucht, wie viel Infrastruktur in Form von Endgeräten, Routern, Kabeln, Sendeanlagen und Datenzentren und Material wie Metall, Plastik und Glasfaser im vermeintlich immateriellen Internet stecken. Bereits für eine simple Wikipedia-Anfrage, bei der die verschickten Datenpakete 9590 Kilometer zurücklegen, ist der Aufwand gewaltig: 72 677 Tonnen Material, davon sind 42 Tonnen Glasfaser, 1179 Tonnen Kupfer, 64 715 Tonnen Stahl, jede Menge Kunststoff.

Um diese unsichtbaren Materialien der digitalen Welt erfahrbar zu machen, gestalteten sie ein Plug-in, den Brocken – ein digitales, dreidimensionales Volumen, das an ein Gestein erinnert. Einmal im Browser installiert, trackt und speichert es die gesendete Datenmenge aller Aktivitäten und zeichnet ein vom Nutzungsverhalten abhängiges Netzdiagramm, einen individuellen Brocken.

Eine Legende entschlüsselt die Materialität des Brockens durch die enthaltenen Rohstoffe und informiert ebenso über Energieverbrauch und CO₂-Ausstoß. Das Streamen von Filmen beispielsweise trägt zu einem starken Anwachsen der Form bei, denn je größer die Datenpakete, desto voluminöser wird auch der Brocken.



blickwechsel | **Infrastrukturen sind unsere zweite Natur**

Historiker Dirk van Laak über Brücken und Straßen, Kanäle, Stromleitungen und Datenautobahnen – und wie diese Einfluss auf unser Leben nehmen.

login | **Sie erforschen seit 20 Jahren Infrastrukturen als Lebensadern unserer Gesellschaft. Was haben Sie herausgefunden?**

DIRK VAN LAAK | Dass Infrastrukturen außerordentlich geschichtsträchtig sind. In ihnen sind frühere Vorstellungen von Zukunft eingeschrieben, sie bestimmen unser Leben und haben sich in den vergangenen 200 Jahren enorm entwickelt. Infrastrukturen haben eine Bedeutung, die kaum überschätzt werden kann: Sie helfen zu verstehen, wie unsere Gesellschaft

zusammengehalten wird, wie sie sich organisiert, auf welche Weise sie in ihren Wohlstand investiert und soziale Teilhabe ermöglicht. Auf diesem Feld wird verhandelt, was früher einmal Daseinsvorsorge oder Einrichtungen des Gemeinwohls genannt wurde. Das bedeutet, Infrastrukturen haben auch mit Chancenzuteilung und Verteilungsgerechtigkeit zu tun, mit Weltanschauungen überhaupt.

Trotzdem reißt das Thema niemanden vom Hocker. Oder?

Der Begriff klingt abstrakt und bürokratisch, aber er boomt gerade. Infrastrukturen werden von allen Parteien gefordert und von Bürgerinnen und Bürgern als Label gebraucht, um etwas als unbedingt notwendig und in der Verantwortung des Staates zu kennzeichnen. Natürlich sollte hinter der sperrigen Verwaltungssprache sichtbar werden, dass es sich dabei um eine gebaute Umwelt, eine zweite Natur handelt. Die geht uns alle an, und für deren Funktionieren sind nicht irgend-

welche externen Dienstleister zuständig. Wir sollten mehr Geschichten darüber erzählen, wie stark wir alle von diesen Strukturen abhängig sind.

Eine funktionierende Infrastruktur sichert demokratische Stabilität. Brauchen wir mehr Beteiligung für solche Vorhaben?

Es steckt schon viel Teilhabe in den Planungsverfahren, aktuell wird eher die Blockade des Neuen durch zu viel Teilhabe diskutiert. Wichtig wäre es, die Verfahren zu entbürokratisieren. Um mehr Menschen von neuen Vorhaben zu überzeugen, könnte es helfen, den persönlichen Bezug deutlicher zu machen und sie lokal besser zu verankern, etwa durch die Möglichkeit zu spenden oder durch Patenschaftsmodelle.

Wie klimaresistent ist die Infrastruktur in Deutschland eigentlich?

Klimatische Veränderungen wurden bis vor wenigen Jahren kaum berücksichtigt, das heißt, sie wurden weder mitbedacht noch eingepreist. Allerdings ist die gesamte Geschichte der Infrastrukturen die Geschichte eines fortlaufenden Lernprozesses. Nicht nur, was die technische Entwicklung betrifft, sondern auch den Umgang der Nutzer mit ihnen und der Umgang derer, die solche Anlagen warten oder modernisieren. Viele Infrastrukturen sind aus Notlagen entstanden.

Die Klimakrise ist auch eine Notlage.

In den Infrastrukturen ist bislang auch eine Politik eingeschrieben, deren Grundlage und Perspektive das westliche Wohlstandsmodell ist, das auf Wachstum und ständiger Zirkulation beruht. Das erzeugt eine scheinbar kreative und produktive Unruhe, die nicht unbedingt ökologisch oder klimaneutral ist

»WIR SOLLTEN MEHR GESCHICHTEN DARÜBER ERZÄHLEN, WIE STARK WIR ALLE VON DIESEN STRUKTUREN ABHÄNGIG SIND.«

und etwas Überforderndes hat, auch das System betreffend. Auch hier gilt: Es ist ein Lernprozess.

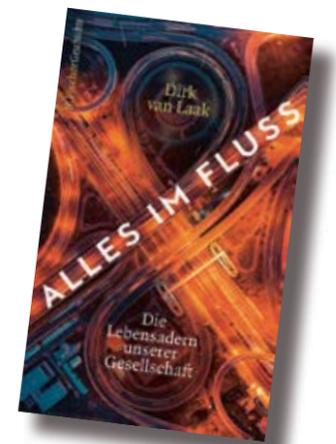
Unsere Infrastruktur verfällt. Was ist da schiefgelaufen?

Ist das tatsächlich so? Was sich jetzt so anfällig zeigt, sind in erster Linie die Lebenszyklen derjenigen Infrastrukturen, die in den Jahren des Aufbaus großzügig erstellt und dann über Jahrzehnte hinweg auch gewartet und modernisiert wurden. Jetzt neigt sich die Lebensdauer beispielsweise vieler Brücken eben dem Ende zu: Sie müssen erneuert werden. Das mag einem Blick, der sich ausschließlich auf die Gegenwart fokussiert, als Verfall erscheinen.

Was lässt sich tun, damit wir die Infrastruktur bekommen, die wir brauchen?

Geld ausgeben natürlich. Dabei haben Mischmodelle, etwa öffentlich-private Partnerschaften, durchaus ihre Vorteile, weil sie ökonomische und soziale Kriterien besser ausbalancieren. Außerdem müssen wir das Bewusstsein dafür stärken, welche Werte darin stecken und welchen Nutzen funktionierende Infrastrukturen für uns alle haben können.

DAS GESPRÄCH FÜHRTE
MIRJA NIEWERTH-HALIS



Alles im Fluss

Nicht nur in Zeiten maroder Straßen oder Brücken, schlechter Internetverbindungen oder Stromausfall verdient Infrastruktur unsere Aufmerksamkeit. In Geschichte und Gegenwart war sie Motor von Veränderungen, entschied sie mit über Aufstieg und Niedergang. Dirk van Laak beleuchtet kenntnisreich und mit Weitblick, warum das so war und ist.

Dirk van Laak: Alles im Fluss. Die Lebensadern unserer Gesellschaft – Geschichte und Zukunft der Infrastruktur. S. Fischer 2018, 368 Seiten

gewinnspiel | **Wahlspruch**

Das Motto aus dem Roman „Die drei Musketiere“ von Alexandre Dumas wurde zum Leitspruch der Schweiz und bekommt durch die Hilfsbereitschaft in den überfluteten Gemeinden im Sommer neue Relevanz. Wie lautet das Zitat?

»E f . . a . . . ,
a . . . f . . e«

GEWINNEN SIE:

1 x 1 Zertifikat von atmosfair, um den eigenen CO₂-Fußabdruck um zwei Tonnen zu kompensieren. Zwei Tonnen entsprechen etwa den CO₂-Emissionen von einem Jahr Autofahren (12.000 Kilometer in einem Mittelklassewagen). Dieses CO₂ spart atmosfair in mehr als 20 Klimaschutzprojekten ein und entlastet damit das Klima.

1 x 1 Solar Powerbank von GOODaaa. Mit einer solarbetriebenen Powerbank wird die Energie nicht aus der Steckdose, sondern direkt von der Sonne gewonnen.

1 x Buch Dirk van Laak: Alles im Fluss. Die Lebensadern unserer Gesellschaft – Geschichte und Zukunft der Infrastruktur. S. Fischer 2018, 368 S.

1 x Buch Bernd Müllender: Die Zahl 38 185. Ein Fahrrad-Roman aus der Autostadt Aachen. Eifeler Literaturverlag 2021, 333 S.

MACHEN SIE MIT:

Senden Sie uns Ihre Lösung unter Angabe Ihres Namens und Ihrer Postanschrift mit dem Stichwort „Gewinnspiel“ an redaktion@regioit.de

Teilnahmeschluss ist der 15. Januar 2022. Die Gewinner*innen werden umgehend schriftlich benachrichtigt. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Die Lösung der Rätselfrage in der Ausgabe 01_2021: **20 Sekunden** dauert es, um zu entscheiden, ob Sie einem wildfremden Menschen trauen.

Abo für mich!

Sie möchten keine Ausgabe von login verpassen?
Über redaktion@regioit.de
können Sie unter dem Stichwort „Abo“
ein kostenloses Abonnement
bestellen (und jederzeit
wieder kündigen).

vorschau 01_2022

Vom Suchen und Finden

IMPRESSUM

Herausgeberin:

regio iT gesellschaft für
informationstechnologie mbh

Verantwortlich i.S.d.P.:

Dieter Rehfeld, Vorsitzender der
Geschäftsführung

Redaktion:

Birgit-Sara Fabianek, Büro für nachhaltigen
Journalismus, Aachen (Redaktionsleitung),
Mirja Niewerth-Halis (Unternehmens-
sprecherin)

Anschrift der Redaktion:

Lombardenstraße 24, 52070 Aachen
Tel: 0241.41359-9698
E-Mail: redaktion@regioit.de

Redaktionelle Mitarbeit:

Birgit Becker (Backoffice),
Dr. Claudia Eliass (Schlussredaktion)

Bildredaktion, Grafik-Design, DTP:

Gabi Konczak, grauwert Design, Düsseldorf

Druck:

Schaab Druck_Medien, Düsseldorf
Klimaneutral gedruckt, FSC Recycled

Erscheinungsweise: 2 x jährlich

Bildnachweis:

Titel: Thomas Ledl, CC BY-SA 3.0 <<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/>>, via Wikimedia Commons (Ausschnitt)

Seite 2: Susann Massute

Seite 3: Robert Poorten; Kathrin Harms;
IMAGO/Herbert Bucco

Seite 5: Frank Vincentz, CC BY-SA 3.0
<<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/>>, via Wikimedia Commons

Seite 32: privat

Seite 35: Hartmut Schwarzbach

Nachdruck von Texten und Bildern ist aus urheberrechtlichen Gründen nur mit Abdruckerlaubnis, Quellenhinweis – und ggf. gegen Honorar an den Urheber – gestattet. Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Bücher wird keine Haftung übernommen.



Die regio iT
ist zertifiziert nach
DIN EN ISO 9001
ISO / IEC 20000
ISO / IEC 27001

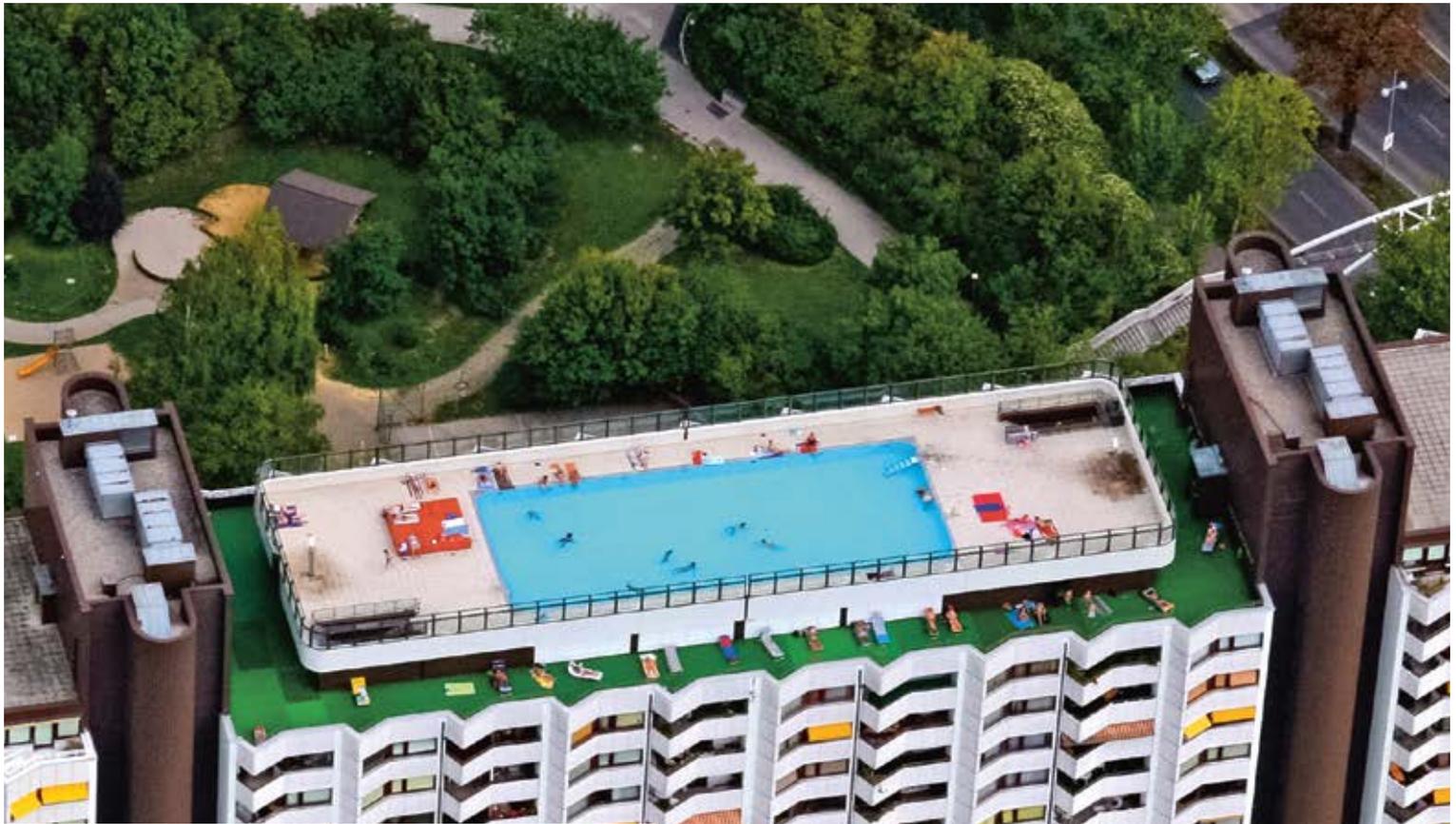
ISSN 1864-6476

lieblingsorte | **Barakiel Halle in Hamburg**

» Als eine der ersten inklusiven Sporthallen in Deutschland ermöglicht die Barakiel Halle gemeinsamen Sport für Menschen mit und ohne Behinderung, ein europaweit renommiertes Projekt. Ein Ort, an den ich immer wieder zurückkehre und an dem sich für mich ein Kreis schließt. Geheizt wird die Halle von der Abluft des Rechenzentrums des IT-Dienstleisters Dataport, dessen Vorstandsvorsitzender ich war. Außerdem war ich Vorsitzender der Barakiel-Stiftung, die hier inklusive Sportevents unterstützt. Mittlerweile gehöre ich dem Stiftungsrat der evangelischen Stiftung Alsterdorf an, die die Halle betreibt. «

Matthias Kammer

ist Geschäftsführer der Genossenschaft govdigital, der auch die regio iT angehört. Seit Ende 2019 befasst sich govdigital mit der Entwicklung neuer Lösungen digitaler Daseinsvorsorge, auch durch Blockchain. Der Hamburger Senatsdirektor a. D. hat viel getan für die Digitalisierung der öffentlichen Verwaltung, so als ehemaliger Vorsitzender der Vitako, der Bundesarbeitsgemeinschaft kommunaler IT-Dienstleister. Er lebt mit seiner Frau in Hamburg.



Fair Living

Der Wohnpark Alt Erlaa in Wien ist ein visionärer sozialer Wohnungsbau aus den 1970er Jahren. In den 3200 Ein- bis Fünzimmerwohnungen leben rund 10000 Menschen. Das Credo des Architekten Harry Glück „Wohnen wie die Reichen“ gipfelt in Schwimmbädern auf den Dächern. Lange bevor Partizipation im Wohnbau Thema war, setzte die gemeinnützige Wohnungsbaugesellschaft Gesiba sie um: Mit jeder Einheit ist eine Aktie der Eigentümergesellschaft verbunden. Das motiviert Mieter*innen, sich in dort ansässigen Vereinen und Beiräten zu engagieren. Die Identifikation ist hoch.

